~~Zd VII 18 d.~~

L. g. o. 738/3

Sämmtliche Gedichte

von

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Dritter Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1825.

Vorwort.

Das dritte Bändchen der Schubartischen Gedichte erscheint mit drei Zugaben, über welche hier Einiges zu bemerken ist. Der Lebensabriß ward von der Verlagshandlung mir übertragen, und ich habe mich diesem Geschäfte mit Liebe unterzogen, wiewohl es schwer ist, über einen Mann, den man weder persönlich gekannt, noch in der Gegend seines Wirkungskreises gelebt hat, sich dieser Leistung also zu entledigen, daß die Beurtheilung desselben für die Geschichte unwandelbar vestgestellt

werde. Indeß durfte ich bei den Quellen, die mir hiebei zu Gebote standen, mit Beruhigung an das Werk gehen: die Art, wie sich Schubart selbst, und hernach sein Sohn ihn dargestellt, war mir Bürgschaft genug, daß unter solcher Führung das Gemälde nicht durchaus mißlingen könne. Da nun meines Wissens kein fremdartiger Zug hinzugekommen ist, darf ich hoffen, den Freunden des verewigten Dichters einigermaßen Genüge geleistet zu haben. Die zugefügte kurze Beurtheilung der Gedichte und Chronik Schubarts dagegen gehört auf meine Rechnung: sie soll als ein flüchtiger Entwurf nur den Anspruch machen, die Abstufungen von Schubarts dichterischem Verdienste angedeutet und seinen vorzüglichen Ruhm als Volksdichters und Volksschriftstellers ge-

bührend herausgehoben zu haben. Könnte der beigemischte Tadel einzelne auf Liebe und Gewohnheit gegründete Ansichten verletzen, so bitte ich daran zu denken, daß ein ästhetisches Urtheil von objectiven Grundsätzen ausgehen muß, und während es Bedacht zu nehmen hat, daß es von dieser Seite sich zu rechtfertigen wisse, die subjectiven Motive der Achtung und Neigung auch für ein unvollkommenes Werk unangetastet läßt, ja daß sein Urheber sie selbst von ganzem Herzen theilen kann.

Die Maxime, zur Schilderung eines schriftstellerischen Lebens wo möglich Originalpapiere, aus denen der Character und die Ansichten der Person unmittelbar sprechen, aufzuführen, ist in unseren Tagen so anerkannt, daß die häufigen wörtlichen Stellen aus Schubarts Selbstbio-

graphie keiner Entschuldigung bedürfen. Wünschenswerth wäre allerdings gewesen, daß aus Schubarts Correspondenz einzelne Ergänzungen hätten hinzu kommen können: dergleichen Quellen waren mir aber nicht zugänglich.

Um der Vollständigkeit willen sind die Gedichte beider älteren Frankfurter Ausgaben in dieser Sammlung vereinigt worden, so daß auch was Schubarts Sohn in der von ihm besorgten zurückgelegt hatte, hier wieder erscheint. Hiezu schien die bemerkbare geringe Consequenz, welche man bei jener Sonderung geübt sieht, zu berechtigen. Auch ward in der Regel die Lesart der älteren von Schubart selbst veranstalteten Ausgabe als ächter vorgezogen. Nur sehr selten ist eine gar zu starke metrische Härte oder ein dem Geschmacke

gar zu sehr widerstrebender Ausdruck durch eine gelinde Aenderung beseitigt worden.

Das Verzeichniß der Schriften Schubarts wie der nach ihm vorhandenen Bildnisse verdanken die Leser der Sorgfalt und gütigen Mittheilung eines würdigen Verehrers des Dichters, Herrn Pfarrers Albert Weyermann zu Würtingen im Königreiche Würtemberg, welchem die Verlagshandlung wie der Unterzeichnete hier ihren Dank öffentlich darzubringen sich verpflichtet fühlen.

Schlüßlich sieht es die Verlagshandlung, wie der Unterzeichnete, billig als eine Pflicht gegen das Publicum an, dieser ihm dargebrachten Ausgabe von Schubarts Gedichten für die Zukunft jede Ausstattung zukommen zu lassen, welche zu deren Vervollständigung etwas beitragen

kann. Wollten daher Freunde des Dichters, die sich im Besitz unbenutzter Nachrichten über sein Leben oder in den Sammlungen seiner Werke nicht aufgenommener Gedichte befinden, falls letztere nur von ihm selbst nicht verworfen worden sind, sich mit der Verlagshandlung in Verbindung setzen, so würden dieselben deren und des Unterzeichneten lebhafter Dankbarkeit versichert seyn dürfen.

Frankfurt a. M. am 11. November 1824.

Dr. W. E. Weber, Professor.

Inhalts-Anzeige.

Vermischte Gedichte.

Viertes Buch.

Welmars Lebensfest 1787.	Seite	3.
Dem blinden Flötenspieler Dülon 1788. . .	—	5.
An den Frieden 1788.	—	7.
Europa an Mars 1788.	—	8.
Mars an die Welt 1788.	—	9.
Zeichen der Zeit 1789.	—	10.
An die Freiheit 1789.	—	12.
Zwei Urnen 1790.	—	14.
Der dreizehnte März 1790.	—	17.
Preußenlied 1790.	—	18.
An Chronos 1789.	—	20.
Bei einem Wetter 1789.	—	21.
An Friedrich Wilhelm den Zweiten 1786. .	—	22.
Auf eine Bastillentrümmer von der Kerkerthüre Voltaires 1789.	—	23.
Vaterland 1788.	—	24.
Der Patriot und der Weltmann 1775. . .	—	25.
Neujahrwunsch eines Knaben an seinen Vater 1770.	—	26.
Neujahrwunsch auf dem Münster in Ulm 1776.	—	28.
An Amalia 1785.	—	31.
An Fr.	—	33.
Der sterbende Patriot 1791.	—	34.
Der Greis 1791.	—	35.

Im Volkstone.

Der kalte Michel 1784. . . . . Seite 39.
Winterlied eines Schwäbischen Bauerjungen 1783. . . . . — 42.
Schwäbisches Bauernlied 1782. . . . . . . — 44.
Lisels Brautlied 1782. . . . . — 46.
Der Bauer in der Ernte 1775. . . . . . . — 48.
Der Bauer im Winter 1785. . . . . — 50.
Mährchen 1774. . . . . — 52.
Die Wucherer 1788. . . . . — 55.
Schulmeistertrost 1784. . . . . — 59.
Provisorlied 1784. . . . . — 62.
Jägerlied auf Hans 1784. . . . . — 63.
Fischerlied 1785. . . . . — 66.
Jörg, ein Schwäbisches Bauernlied 1784. . — 68.
Schwabenlied 1788. . . . . — 70.
Das Schwabenmädchen 1760. . . . . — 72.
Mädchenlaune 1783. . . . . — 73.
Der Provisor 1783. . . . . — 74.
Der Schneider 1763. . . . . — 76.
Lisel an Michel 1783. . . . . — 78.
Michel an Lisel 1783. . . . . — 79.
Brauntweinlied eines Schusters 1782. . . . — 80.
Gebet eines alten Soldaten um Josephs Genesung 1789. . . . . — 83.
Fokſan 1789. . . . . — 85.
Türkengesang 1775. . . . . — 87.
Freiheitslied eines Kolonisten 1776. . . . — 89.
Warnung an die Mädels 1782. . . . . . . — 91.
Kaplied 1785. . . . . — 93.
Für den Trupp 1785. . . . . — 96.
Soldatenabschied 1776. . . . . — 97.

Kleinigkeiten.

Deutscher Spruch. . . . . Seite 101.
Menschenweisheit 1789. . . . . — 102.
Der Deutsche 1790. . . . . — 102.
Physiognomik der Todtenschädel. . . . . . — 103.
Er 1788.. . . . . — 104.
Franklins Grabschrift 1790. . . . . — 104.
Zinkenistentrost. . . . . — 106.
Virtuosenglück. . . . . — 106.
Holland. . . . . — 107.
Thrax 1785. . . . . — 108.
Philostorgie 1788. . . . . — 110.
An Minna 1787. . . . . — 110.
Toleranz 1787. . . . . — 111.
Lotterieen 1787. . . . . — 111.
Deutscher Freiheitsgeist 1789. . . . . . . — 112.
Deutscher Provinzialwerth 1787. . . . . . — 112.
Der Lebenssatte 1774. . . . . — 113.
Der Wanderer und Pegasus 1776. . . . . — 114.
Der gute Haushalter 1776. . . . . — 115.

Neujahrsschilde 1775.

An die stumme Iris. . . . . — 116.
An Markolf. . . . . — 116.
An Lips. . . . . — 117.
An Crispus. . . . . — 117.
An Mops. . . . . — 118.
An Süßling. . . . . — 118.
Meinem Freunde Z. . . . . — 119.
An mein Mädchen. . . . . — 120.
An Herrn Grobian. . . . . — 120.
Recipe für einen Bierwirth. . . . . . . — 121.
Der Kupferstecher nach der Mode. . . . . — 121.

An Ihro Gnaden. . . . . Seite 122.
An Mops. . . . . — 123.
An den Verleger Pak. . . . . — 123.
Prosit. . . . . — 124.
An Grob. . . . . — 125.
An den vornehmen M. . . . . — 125.
An Dudeldum. . . . . — 126.
An meinen Freund. . . . . — 126.
An Tilla. . . . . — 127.
Neujahrsseufzer eines Studenten. . . . . — 127.
An Wind. . . . . — 129.
An Harpar. . . . . — 129.
Liebe im Kerker. . . . . — 130.
Die goldne Zeit. . . . . — 131.
Gellert's Grabschrift 1770. . . . . . . — 133.

Schubart's Leben. . . . . — 135.
Vollständiges Verzeichniß v. Schubarts Schriften, wie sie einzeln herausgekommen. — 300.
Verzeichniß aller in Kupferstich vorhandenen Bildnisse des Dichters Schubart. . . . — 307.

Vermischte Gedichte.

Viertes Buch.

Welmar's Lebensfest.

Edler Welmar, als dich wonnelächelnd
Deine Mutter auf die Arme nahm,
Und dein Engel, Himmelslüfte fächelnd,
Auf die Erde dich zu schützen kam;

Ach, da hat aus seines Lichtes Klarheit
Dich der Wesen Urgeist angeblickt,
Und in deine sanfte Seele — Wahrheit
Und Gefühl des Schönen eingedrückt.

Darum glänzt von deinem Aug' herunter
So viel Menschenwürde. Darum glüht
Dir der Denkerblick, wenn er die Wunder
Seines großen Bilders strahlen sieht.

Darum seufzt dein Herz in seinen Tiefen —
Ach! nach Wahrheit, Wahrheit seufzt es nur.
Und mit Tritten, die die Pfade prüfen,
Wandelst du auf hoher Weisheit Spur.

Darum schaurst du Wonne, wenn das Schöne
Deine reingestimmte Seele rührt,
Und durch Dichtung, Säulen, Farben, Töne
Dich zum Urbild aller Schönheit führt.

Darum näßt das Mitleid deine Wangen,
Wenn du Menschen um dich elend siehst,
Arm, verachtet, elend und gefangen —
Und um sie vergebens dich bemühst.

Welmar! ha zu gut für diese Erde,
Wo die Wahrheit kümmerlich gedeiht,
Wo der Schönheit himmlische Gebehrde
Jeder Krüppel Galliens bespeit;

Ha, zu gut für theurerkaufte Gnaden,
Viel zu edel für ein höfisch Fest,
Wo der Fürst an einem seidnen Faden
Seine Pantin's vor sich tanzen läßt;

Auch zu gut für eine Welt, wo Spötter
Höhnisch lachen der Religion,
Und wo Könige zum Gott der Götter
Trotzend sehn von ihrem Leimenthron;

Wo die Tonkunst, deine traute Schwester,
Jammert unter welscher Tyrannei,
Wo so manches schallende Orchester
Harmonie verkennt und Melodei.

Guter Himmel, hast du keine Hütte
Für den theuren, auserwählten Freund,
Dessen Auge beim Verderb der Sitte
Und beim weibischen Geschmacke weint?

Keine Hütte, drinn er Wahrheit finden
Und getreu der Wahrheit leben kann,
Und, beweht vom Silberduft der Linden,
Wandeln auf der Schönheit Rosenbahn? —

Ach, die Hütt' ist, Welmar, nicht hienieden;
Droben, Welmar, ist die Hütte nur.
Dorten erst, dort wandeln wir im Frieden
Auf der Wahrheit und der Schönheit Spur.

Dem blinden Flötenspieler Dülon

auf die Reise.

Du guter Dülon klage nicht,
Daß Nacht umflort dein Angesicht;
Hast du nicht tiefes Herzgefühl?
Nicht zauberisches Flötenspiel?

Homer zog arm und blind herum;
Und dennoch sang er Ilium,
Und des Odysseus Wanderschaft
Mit voller Schöpfer-Geisteskraft.

Blind saß der Zeltenbarde da,
Und sah — was kaum ein Dichter sah.
Den Stürmen gleich des Ozeans,
Erscholl die Harfe Ossians.

Milton sah blind die Engelschlacht,
Das Chaos und die Höllennacht;
Und malte, ohne Augenstrahl,
Der Weiber schönes Ideal.

Und Pfeffel, ohne Sonnenschein,
Dringt in das Reich der Fabel ein;
Und seine Geißel kühn und stark,
Trifft böse Fürsten bis aufs Mark.

Die Lichtberaubte Paradieß
Schwingt ihre Saiten so gewiß,
Daß vor der Macht des Genius
Der Hörer wonneschauern muß.

Gar gut ist Gott, der uns gemacht:
Deckt er den äußern Blick mit Nacht,
So schärft er, zu der Seele Glück,
Mit hellerm Strahl den innern Blick.

Drum, guter Dülon, klæge nicht,
Daß Nacht umflort dein Angesicht.
Gott gab dir tiefres Herzgefühl,
Und Zauber in dein Flötenspiel.

O Dülon, Dülon, freue dich,
Einst öffnen deine Augen sich,
Dann siehst du Gottes Herrlichkeit —
Und flötest ihm aus Dankbarkeit.

An den Frieden.

Friedensgöttin, komm, ich flehe
Dir mit hochgehobner Hand,
Komm herab von deiner Himmelshöhe,
Dich bedarf mein armes Vaterland.

Sieh im Maienmonde wollen
Heere ziehen in das Feld.
Wie sie schon die Augen blutig rollen,
Zu verheeren eine ganze Welt.

Freude flieht vor Mavors Rufe,
Der sich Schlachtendurstig naht;
Seiner kriegerischen Rosse Hufe
Stampfen, knicken unsre Frühlingssaat.

Blumen sterben, wo die Sohle
Eines erznen Kriegers geht;
Traurig liegt das Röschen, die Viole,
Jedes Blümchen auf zertretnem Beet.

O so komm, du Friede, nieder,
Sänftige der Krieger Sinn.
Tausend Deutsche, alle brav und bieder,
Grüßen dich, du Himmels-Königin.

Europa an Mars.

Tritt nicht so stolz einher, des Orkus schwarzer Bote,
Tritt nicht so hoch und stolz daher!
Und suche Menschenopfer — dem Tode
Geweiht zu Land und Meer.

Dich haßt der Himmel; denn du bist ein Ungeheuer;
Hast deine Lust an wilder Wuth,
Am prasselnden, Hüttenzerstörenden Feuer,
Und am zischenden Blut.

Wenn Schaaren vor dir kriechen, wie Gespenster
Von Gram und Hunger zur Erde gedrückt,
Und wenn der arme Greis durch Schindelfenster
Gen Himmel um Erbarmen blickt;

Wenn dich verfluchen Friedgewohnte Bürger;
Und nennt dich Mutter und Braut
Mörder des Sohns, und Bräutigamswürger:
So lachst, so spottest du laut.

Denn dich ergötzt ein Schlachtfeld voller Leichen,
Und der Verzweiflung vorgepreßter Blick.
Der Sterbenden Blutathmen, Röcheln, Keuchen —
Ist deinen Ohren Musik.

Doch harre nur, der Thronengott im Himmel
Schwingt schon den Donner Rachevoll,
Der, Mörder, dich im Sturmgetümmel
In Orkus wälzen soll.

Mars an die Welt.

O laßt mich gehn, ihr Herrn Poeten,
Die Welt hat's Schütteln hoch vonnöthen.
Sie ist so wunderwinzig klein,
Zu aufgeklärt; zu überfein.

Es würden selbst der Deutschen Knochen
In kurzer Zeit zu Brei verkochen,
Wenn ich nicht selbst Tuiskons Land
Durchrüttelte mit erzner Hand.

Drum flucht mir nicht, ihr Herrn Poeten,
Mich hat die Welt gar hoch vonnöthen:
Klein wird sie in des Friedens Schooß,
In meinem aber wird sie groß.

Zeichen der Zeit.

(1789.)

„Des Himmels Gestalt wißt ihr zu beurtheilen:
Aber die Zeichen der Zeit prüfet ihr nicht.“
Christus.

Hebt eure Hände, ihr Erdebewohner,
Hebt sie zum hohen gewaltigen Throner
Eure gefalteten Hände empor!
Weinet dem Schwinger des Donners
Eure Empfindungen vor.

Zornig erblickt Er die sündige Erde.
Engel des Todes mit ernster Gebehrde
Hat Er vom Throne heruntergesandt,
Strafende Schwerter und Ruthen
Trägt ihre mächtige Hand.

Blutgeschrey brüllet am Osten und Norden!
Zahllose Streiter, gedungen zum Morden,
Heben die nervigen Arme voll Wuth.
Blut färbt die Scholle der Erde,
Röthet die Welle der Fluth.

Grausamkeit wandelt mit Blicken des Tigers
Schnaubend nach Leichen, zur Seite des Kriegers;
Tröpfelnde Köpfe verbleichen am Speer.
Wieherer hauen wie Flammen
Unter dem tobenden Heer.

Abet, der wilden Verzweiflung Geselle,
Aufruhr, der schwärzeste Dämon der Hölle,
Schwingt dort die Fackel in Schwefel getaucht.
Ha, wie sein Mordstahl vom Blute
Großer Gemordeten raucht!

Grimmig empört sich das Gallische Eden,
Bürger ergreifen die Waffen und tödten. —
Hört, wie des Aufruhrs Trommete erschallt!
Unter den Fäusten der Wüther
Beugt sich die Königsgewalt.

Freiheit! so donnert's von Gauen zu Gauen.
Und die Gewaltthat mit eisernen Klauen
Malmet gethürmte Palläste zu Sand.
Mächtige Frevler verröcheln
Unter der Rächenden Hand.

Freiheit! herunter vom Himmel gekommen,
Hohe Gespielin der Weisen und Frommen!
Edleren bringst du nur Segen und Ruh';
Aber ein Schwert in den Händen
Rasender Völker bist du.

Fort aus dem Drange des wilden Getümmels!
Seht ihr's? da bersten die Schläuche des Himmels;
Ströme verwüsten die Felder im Zorn.
Dorten am Gipfel der Weide
Faulet ernährendes Korn.

Gott, bist du müde die Völker zu dulden?
Sind sie zu Bergen gethürmet die Schulden?
Rüstest die strafenden Donner du schon?
Tönet des Weltgerichts Glocke
Bald mit gewaltigem Ton? —

Rufe die Engel des Todes zurücke!
Lächle uns wieder mit segnendem Blicke;
Vater, sieh weinende Kinder vor dir.
Sprich zu den tobenden Völkern:
»Völker, seyd stille vor mir!«

An die Freiheit.

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß entstiegen,
Du aller Wesen seligstes Vergnügen,
An tausendfachen Wonnen reich,
Machst du die Menschen Göttern gleich.

Wo find' ich dich, wo hast du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle;
Dann ewig glücklich — ewig frei
Ein Priester deines Tempels sey.

Einst walltest du so gern in Deutschlands Hainen,
Und ließest dich vom Mondenlicht bescheinen,
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihtester Altar.

Es sonnte Hermann sich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt' er seine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Lust
Nahmst du den Deutschen an die Brust.

Bald aber scheuchten Fürsten deinen Frieden,
Und Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieden;
Da wandtest du dein Angesicht —
Wo Fesseln rasseln — bist du nicht.

Dann flogst du zu den Schweizern, zu den Britten;
Warst seltner in Pallästen, als in Hütten;
Auch bautest du ein leichtes Zelt
Dir in Kolumbus neuer Welt.

Und endlich, allen Völkern zum Erstaunen,
Als hätt' auch eine Göttin ihre Launen,
Hast du dein Angesicht verklärt
Zu leichten Galliern gekehrt.

Zwei Urnen.

I.

Hier schläft Elisa
Ein Engel in weiblicher Bildung
Würtembergs Stolz Austriens Hoffnung
Bestimmt und werth
Die erste Krone der Welt zu tragen
Aber ein Bote des Himmels sprach
Gebier die Tochter der Liebe
Dann stirb
Und verkünde den Himmeln
Josephs Ankunft.

Die neugeborne Tochter der Liebe
Lächelte schon das Licht an
Aber Elisa's Hülle
Lag stumm und todt
Die schöne Seele der Ewigkeit Zögling
Flog in Duft und Schimmer gekleidet
Durch die Himmel der Himmel
Und sprach mit Silberlauten
Auch Joseph wird kommen

Da bot ihr ein Seraph eine Krone des Himmels
Strahlender herrlicher dauernder
Als die erste Krone der Welt.

II.

Der Deutschen großer Cäsar
Joseph der Zweite
Ruht hier
Doch seine Hülle nur
Sein rastloser Geist
Flog wie Aetherstrahl durch die weiten
Räume des Himmels
Die vollendeten guten Herrscherseelen
Nickten ihm Beifall
»Du wardst auf dem Throne kein Weichling
Stürme rüttelten dich stark
Standest im Felde der Schlacht dem Donner des
Brennus
Und der Osmannen Felsenstürzendem Angriff
Des Römlings Trotz hast du gebeugt
Verscheucht die Heuschreckenschwärme
Betender Wänste
Hast Germania's Sitt' und Sprache geliebt
Deiner Entwürfe scheiterten viele
Denn ein Mensch warst du
Konntest nicht sprechen wie Gott

Sey Licht — und Licht wird
Doch manche von dir gesäte Eichel
Wird bersten keimen aufstreben
Von deinem Sternensitz wirst du
Mit des Pflanzers Wonnen erfüllt
Niederblicken auf der Eiche Wipfel.«

So sprach Rudolph der Habspurger Ahnherr
Und Theresia kam umarmte den Sohn
Aber Elise zittert' Ihm entgegen
Nahm ihn bei der Strahlenrechte
Ging vorwärts und rief durch die Himmel
Da ist Er
Der große Dulder auf dem Throne
Der lauter predigte als Salomo
Daß Alles eitel sey
Mein Joseph — da ist Er
Ihr Geister vollendeter Gerechten
Nehmt ihn auf.

Der dreizehnte März.

Eine Phantasie. (1790.)

Es feyrte Joseph jüngst im Paradiese
Sein Lebensfest zum erstenmal,
Und Franz, Theresia, Elise
Begrüßten ihn im neuen Sonnenstrahl.
Da sah in der Verklärung Lichte
Die große Seele sie und sprach:
»Wie wohl ist mir! O Vater, Mutter, Nichte,
Wie wohl ist mir! ach, fühlt mir's nach!
Mich wirft nicht mehr mit wildem Tosen
Des ersten Lebens Woge hin und her.
Die Hügellasten armer Großen
Ermüden meinen Geist nicht mehr.
Mein abgequälter Leib ruht deinem an der Seite,
Theresia, in stummer Gruft.
O, mich durchschauert schon die Ahndung jener Freude,
Wenn diese Leiber Gott herauf ins Leben ruft. —
Wie lieblich lächelt mir der Paradiesesmorgen!
So feyrt' ich auf der Welt nie meinen Werdetag,
Ach, dort wo unter tausend Herrschersorgen
Mein Leib so früh — doch nicht mein Geist erlag.
Laßt uns, umströmt von diesen Morgenröthen,
Bestrahlt von diesem Sonnengold,

Auf jenem Cedernhügel beten
Für Oestreich und für Leopold.«
Sie knieten, beteten; als sie gebetet hatten,
Da säuselt' es im Cedernschatten:
»Ich bin der Herr! Bin Euch, bin Leopold,
Bin Oestreichs Saamen ewig hold.«

Preußenlied.

So zieht denn hin ins Ehrenfeld,
Den alten Preußen gleich!
Fritz schaut aus seiner Sonnenwelt
Herab, und segnet euch?

Auch Friedrich Wilhelm geht voran,
Mit edlem Muth erfüllt.
Ihn deckt auf seiner Heldenbahn
Der Vorsicht Wunderschild.

Karl, Möllendorf, dies Heldenpaar,
Zieht auch mit euch in Streit.
Zeigt nur im Wetter der Gefahr,
Daß ihr noch Preußen seyd.

Seht nicht der Feinde Menge an,
Denkt nur an Tod und Sieg!
Habt ihr nicht Wunder einst gethan
Im siebenjähr'gen Krieg?

Wenn's um euch kracht, wenn's um euch blitzt:
So weicht nicht, denket doch:
Der Gott, der damals euch beschützt,
Der alte Gott lebt noch.

Des alten Fritzen Geist ist ja
Um euch; wenn's um euch weht;
So ist er da, so ist er da,
Und ruft: »Ihr Preußen, steht!

Die Feinde haben große Macht,
Doch ihr habt großen Muth.
Kein Preuße scheut die finstre Schlacht,
Kein Preuße schont sein Blut!

So geht den großen Siegeslauf!
Wer im Getümmel fällt,
Deß schöne Seele nehm' ich auf
In meine Sonnenwelt.«

An Chronos.

Chronos, auf dem Wolkenwagen,
Den des Himmels Stürme tragen,
Der bald dunkel, bald verklärt
Durch der Welten Räume fährt!

Deine Sonnenrosse stampfen,
Deiner Räder Speichen dampfen,
So beflüget eilest du
Deinem großen Ziele zu.

Hoch blickst du aus deinem Himmel
Auf der Sterblichen Gewimmel;
Schreibst die Thaten in ein Buch,
Bald zum Segen, bald zum Fluch.

Laß mich nur ein Blättchen lesen
Von der Menschen Thun und Wesen.
Chronos sprich, ich fröhne dir:
Welche Botschaft bringst du mir?

Bei einem Wetter.

Wolkensammler, der im Himmel thronet,
Der so gerne seine Menschen schonet,
Sprich zum Wetter, das uns droht:
Werde Segen, und nicht Tod!

Unter mancher Strohbedeckten Hütte
Winselt ja des armen Waisen Bitte:
Straf uns nicht in deinem Zorn,
Vater, laß uns unser Korn!

Wenn die schwarze Wolke Donnerträchtig
Unsre Saaten zu verwüsten, mächtig
Ueber unsre Gauen zeucht;
Ach so werde sie verscheucht.

Winke, daß ein Schlauch die Wolke werde,
Segen zu versprützen auf die Erde;
Leuchte mit des Blitzes Licht
Irrenden — nur tödte nicht.

Standest du nicht auf dem Regenbogen
Einst vor Noah? sprachest: Euch gewogen
Bleib' ich — Wasserfluthgericht
Straf euch Menschen fürder nicht!

Laß dies auch von deinem Donner gelten;
Spar aufs Weltgericht sein grimmes Schelten;
Laß des Hagels schwere Wuth
Schmelzen in der Liebe Gluth.

An Friedrich Wilhelm den Zweiten.

(Bei seiner Thronbesteigung.)

Zittre nicht an deines Oheims Bilde
Mit den erznen Füßen, mit dem Wodansschilde,
Und dem Wetterleuchtenden Gesicht —
Friedrich Wilhelm, zittre nicht!

Wenn dein Oheim an die Sterne streifte,
Wenn Er Thaten wie Gebirge häufte,
Wenn Er groß im Wetter der Gefahr,
Groß im Friedenssäuseln war;

Wenn Er Städte nahm wie Vogeleyer,
Wenn Er wärmte sich am Schlachtenfeuer,
Und mit Adlerkrallen krumm und scharf
Legionen niederwarf;

Wenn der angestaunte Geistkolosse
Welten wog in seinem Königsschlosse,
Und des Neides, und der Zwietracht Brut
Fesselte mit Löwenmuth;

Wenn der große königliche Weise
Herrschend stand in andrer Weisen Kreise;
Wenn vor seinem Genius entzückt
Schöpfergeister sich gebückt:

So betrachte ruhig den Giganten,
Schau dem Großen, schau dem Allbekannten
Unverwandt ins Sonnenangesicht —
Aber Wilhelm — zittre nicht!

Auf eine Bastillentrümmer von der Kerkerthüre Voltaire's.

(die dem Verfasser von Paris geschickt wurde.)

Dank dir, o Freund, aus voller Herzensfülle
Für die Reliquie der greulichen Bastille,
Die freier Bürger starke Hand
Zermalmend warf in Schutt und Sand.

Zertrümmert ist die Schauerklause,
Die einst, o Voltaire, dich in dumpfe Nacht verschloß.
Kein Holz, kein Stein, kein Nagel bleibe von dem Hause,
Wo oft der Unschuld Zähre sich ergoß! —

Drum, Biedermann, empfange meinen Segen
Für diese Trümmer, die du mir geschickt;
Sie ist mir theurer als ein goldner Degen,
Womit einst ein Tyrann die Freien unterdrückt.

Vaterland.

O Vaterland, Vaterland,
Wie steigend und allschattend
Ist deines Ruhmes Wipfel!

An Winfelds Knochenbache
Erthürmtest du von Römerschädeln
Ein wolkenstrebendes Denkmal dir.

Romulus eiserne Söhne
Malmten die Völker;
Du aber packtest Roma, die Trotzerin,

Am blutigen Haarschädel,
Und tratst der Völkerzähmerin
Hoch und stolz auf den Nacken.

Auch Hildebrands weitstrahlende,
Wie rächende Blitze drohende Krone —
Verlischt in Wodans Waldnacht.

O Vaterland, Vaterland,
Wenn der Weltreiche Aeser um dich liegen;
Dann noch wirst du stehen — und herrschen!

Der Patriot und der Weltmann.

»Wie lieb' ich dich, mein Vaterland,
Wo ich den ersten Odem zog,
Und frische Lüfte athmete;
Wie lieb' ich dich! wie lieb' ich dich!«
So sprach ein deutscher Biedermann,
Und Thränen flossen vom Gesicht.
(Oft weint' ich in der Mitternacht
Auch solche Thränen — Gott, du weißt's!)

Ihn hört' ein Weltmann, kalt wie Schnee,
Nahm Schnupftobak und lächelte.
Was Vaterland? Haha, ha, ha!
Mir ist, weil ich erfahrner bin,
Die ganze Welt mein Vaterland.
Wo für mich Brod und Ehre ist,
Da ist mein Vaterland! — Der Deutsche
Sprach biedermännisch, keck und kalt:
So schlägst du mit geballter Faust
Die eigne Mutter, die dich tränkte,
Ins Angesicht? — Undankbarer!
Hat jene Dirne dich gesäugt,
Der du die geilen Lippen küssest? —
Fleuch hin zur Krippe, draus du frißst,
Und nenne sie dein Vaterland.

Neujahrswunsch

eines Knaben an seinen Vater. 1770.

Dank dir, o Himmel, festlich laute Wonne!
Noch lebt dein Liebling, mein Papa.
So dacht' ich heut, als ich empor zur Sonne
Mit ihren ersten Strahlen sah.

Wo ist der Knabe, der die Freude
Des jungen Herzens ganz versteht,
Wenn er voll Inbrunst an der Seite
Des hoch geliebten Vaters steht?

Vor einem Vater, der die Tugend
Und Weisheit in der Seele trägt,
Und dessen Busen unsrer Jugend
Voll Zärtlichkeit entgegen schlägt.

So steh' ich hier! — Ich armer Knabe
Empfinde meine Schwäche heut,
Denn ach, wo find' ich eine Gabe
So groß wie meine Dankbarkeit?

Doch Vater, nein! du forderst statt der Gaben
Ein treues kindliches Gemüth,
Worin dein Bildniß eingegraben,
Und wo Entschluß zur Tugend glüht.

Drum will ich mich zu Gott erheben:
»Mach mich gehorsam, gut und treu,
Daß ich in meinem ganzen Leben
Des besten Vaters würdig sey.

Gib mir Philotas Heldenliebe,
Den Muth des jungen Werdomar;
Schenk mir des kleinen Joels Triebe,
Fromm mög' ich seyn, wie Nephtah war.

Doch — wenn ich nicht in meinem Leben
Des Vaters Lust und Freude bin;
So nimm Gott, was du mir gegeben,
Mein Leben in der Blüthe hin.«

Neujahrswunsch

auf dem Münster. 1776.

Schau hinab, o Gott, auf deine Erde,
Sieh der Menschen ängstliches Gewühl.
Ach, da gibt's, du weißt's ja, viel Beschwerde,
Und des Stoffs zu Thränen gibt es viel.

Christen gibt es — die sich scheun zu sagen
Daß sie Christus, daß sie Gottes sind;
Weise gibt es, die die Thoren tragen,
Und mit ihren Seufzern spielt der Wind.

Tugendhafte — die den Strom der Laster
Fürchterlich vorüberziehen sehn —
Auf dem Strome segelt ein verhaßter
Wütherich, taub zu der Menschheit Flehn.

Greise — die mit dünnen weißen Haaren,
Mit des Fluches schrecklichem Gewicht
Ach hinunter in die Grube fahren,
Denn ihr Enkel ist ein Bösewicht!

Unschuld — die am Todeshügel jammert,
Wo der Vater, wo die Mutter ruht;
Wie sie da das Todtenkreuz umklammert,
Wie sie ächzt: »Ach rettet euer Blut!«

Denn sie scheucht der Lüstling, der zum Raube
Im Gebeinhaus tückisch sich verbirgt:
Wie der Geier, der die fromme Taube
Selbst auf Tempelzinnen niederwürgt.

Patrioten — die am Eichenstamme
Mit gesenktem trübem Blicke stehn:
Ach sie sehn mit unterdrückter Flamme
Deutsche Sitt' und Freiheit untergehn.

Jünglinge — beim dumpfen Traurgeläute
Langsam schreitend zu der schwarzen Gruft, —
Um die schönste, edelste der Bräute
Jammert ihre Klage in die Luft.

Vater! alle diese Menschen unten
Müssen sterben — deine Engel nicht!
Sterben — ach mit heißen offnen Wunden,
Zittern vor Verwesung und Gericht.

Schöpfer! Vater, ach erbarm dich ihrer,
Sieh dies Wimmeln deiner Kinder an;
Alle brauchen Hülfe; sey ihr Führer
Auf des Lebens dornenvoller Bahn.

Sieh, auf dieses Thurmes luft'gen Höhen
Bitt' ich dich mit hoch gehobner Hand:
Wie die Eiche tiefgewurzelt stehen
Laß mein Vaterland, mein Vaterland!

Unsern Kaiser, laß die Fürsten leben
Dir nachahmend — ohne blut'gen Zwist;
Aber laß sie vor dem Donner beben:
Daß du Richter aller Fürsten bist.

Reiß dem Heuchler in der Wahrheit Lichte
Seine schwarze Larve vom Gesicht.
Aber ist die Larve vom Gesichte,
So beschäme — nur verdamm ihn nicht.

Wenn der Wald, wenn Felsen wiederschallen,
Frevler, deinen Greul und deinen Spott;
O so tönen dieses Tempels Hallen:
»Eine feste Burg ist unser Gott!«

Gib uns Dichter, die von Tugend glühen,
Die, wie Klopstock, von der Ewigkeit
Kühn den Lichtgewebten Vorhang ziehen —
Und von Deutscher Biederherzigkeit.

Dient das rasche Feuer kühner Jugend,
Dient die Himmelsflamme — das Genie
Nicht der Wahrheit, nicht der Schönheit, Tugend;
So verlösch' es! so vertilge sie!

Stärk den Müden, der des Lebens Plagen,
Seine Lasten duldet — friedsam still;
Donner sollen den Tyrannen schlagen,
Der des Schweißes Frucht ihm rauben will!

Gib dem Mangel Speise, Trank und Hülle,
Gib dem Armen — ach mir bricht das Herz —
Gib dem Armen von des Reichen Fülle,
Lindre du des müden Pilgers Schmerz.

O dann wölbt sich ruhig einst der Hügel
Meines Grabes über mir: o Glück!
Laß ich doch, beweht von Gottes Flügel,
Dich, du liebes Vaterland, zurück.

An Amalia.

Amalia, reitzend wie Cypria war,
Als sie eine Welle des Meeres gebar.
Sie schlüpfte aus silbernem Schaume empor,
Begrüßt von der Götter olympischem Chor.

Nun stand am Gestade das himmlische Kind,
Es spielte in goldenen Locken der Wind;
Und ihren weiß schimmernden Hüften entschwebt
Der Gürtel aus zauberischem Liebreitz gewebt.

Amalia, schau in der Göttin dein Bild!
So himmlisch geschaffen, so lächelnd, so mild;
So still in der Größe, so hoch in der Ruh',
So reitzend im Schleier der Schönheit bist du.

Du bist zwar an Liebreitz der Cypria gleich,
Doch nicht so empfindsam, für Liebe so weich;
So schmelzend, wenn Liebe aus Fühlenden spricht:
Amalia — leider! so bist du noch nicht!

Oft hab' ich's empfunden, oft hab' ich's gefühlt,
Daß Qualen der Liebe das Herz mir zerwühlt.
Ich schaurte — und wies dir mein blutendes Herz;
Doch bliebst du, Amalia, härter als Erz.

Wenn Liebe von zitternden Lippen mir scholl,
Wenn blutend die flehende Zähre mir quoll;
So flohst du der Liebe geheiligtes Band,
Und botst mir als kältere Freundin die Hand.

Als Freundin? — Amalia, Freundschaft ist gut
Bei wachsenden Jahren, und kälterem Blut:
Doch — strahlend wie du in der Blüthengestalt;
Ihr Himmel, wie ist da die Freundschaft so kalt!

Nur Liebe — nur Liebe erweckst du in mir,
Die heilige Flamme, wie lodert sie dir!
O laß dich erweichen, Amalia, sprich:
»Mein Busen empfindet auch Liebe für dich!«

An Fr.

Wenn aus deinen sanften Blicken
Wonne für mein Herze fließt,
Und dein holder Mund Entzücken
In mein Innerstes ergießt:
O so tadle nicht die Triebe,
Die dein Reitz in mir erregt —
Du verachtest sonst die Liebe,
Die sich schwer zu rächen pflegt.

Lange streitet in der Stille
Die Vernunft und Leidenschaft:
Seh' ich dich, so wird mein Wille,
Und mein Vorsatz hingerafft.
O dies Zweifeln, dies Bemühen
Raubt mir alle meine Ruh'.
Soll ich hoffen, soll ich fliehen —
Wenn ich liebe, lieb' auch du!

Liebe mich, du wirst empfinden
Wie durch Zärtlichkeit und Treu' —
Wenn zwei Seelen sich verbinden,
Himmlisch süß die Liebe sey.
O da wird uns manche Stunde
Unter Kuß und Druck entfliehn,
Wenn wir beide Mund auf Munde
Neues Feu'r zur Liebe ziehn.

Ha, ich les' in deinen Zügen,
Daß dein Herz gewonnen ist.
Unaussprechliches Vergnügen,
Da du nun die Meine bist!
Böt' ein König seine Krone
Mir statt deiner Liebe an;
Wählt' ich dich statt seinem Throne,
Der nicht so beglücken kann.

Der sterbende Patriot.

Todtengräber, schaufle mir ein Grab.
Immer tiefer
Sinkt mein liebes Vaterland hinab.
Todtengräber, schaufle mir ein Grab.
In den alten Eichenwäldern stand

Einst die Größe,
Schüttelte ein Wetter in der Hand. —
Schreckbar warst du, deutsches Vaterland.
Aber nun — wie schrumpft die Riesin ein!
Buben lichten
Unsrer alten Größe Schattenhain;
Und das graue Heldenvolk wird klein.
Auslandsliebe, Weiberweichlichkeit,
Freches Knieen
Vor dem Modegötzen unsrer Zeit
Hat dich, armes Vaterland, entweiht.
Vaterland, das mir mein Leben gab,
Sieh mich weinen;
Ach, wie tief, wie tief sinkst du hinab! —
Todtengräber, schaufle mir ein Grab.

Der Greis.

(Nach Salomo.)

Die bösen Tage sind kommen;
Da sind sie nun die Jahre,
Von denen ich sagen muß:
Leer sind sie mir von Freuden!
Sonne, Licht, Mond und Sterne
Dunkeln um mich; ich sehe nur Wolken,
Und höre nur rasselnden Regen.

Die Hüter meiner Leibeshütte, die Hände zittern.
Es krümmen sich die Starken, meine Füße.
Meine Zähne, die Mühlenmägde,
Haben Feyerabend gemacht.
Aus den Fenstern der Augen blicken nicht mehr
Freundlich lächelnde Geister.
Verschlossen sind die Thüren nach der Straße;
Denn vergebens horcht das Ohr nach Vogellaut;
Verstummt sind ihm die Töchter des Gesangs.
Schwindelnd fürcht' ich mich auf dem Hügel,
Und schrecke beim Tritt auf ebenem Wege.
Gleich dem Mandelbaume blüht mein Scheitelhaar.
An meinem Stabe zusammengekrümmt,
Bin ich der Heuschrecke gleich.
Vertrocknet ist in mir die Lust.
Bald werd' ich beziehen mein ewiges Haus —
Und die Kläger werden beflort gehen auf den Gassen. —
Doch einst wird des Lebens Silberstrick wieder geflochten,
Neugeschaffen mein Herz, die güldene Kugel.
Dann rasselt wieder am Rade des Brunnens der Eimer,
Und schöpft aus dem Quelle lebendes Wasser.
Geselle dich immer zur Erde, mein Staub;
Bist ja mit ihm verwandt.
Du aber, mein Geist,
Fleugst auf zu Gott, der dich gegeben hat.

Im Volkstone.

Der kalte Michel.

Erzählung.

War einst ein deutscher Junker
    Im prächtigen Paris;
Er wollt' sein Geld in Ehren,
Und mit Geschmack verzehren
    In Frankreichs Paradies.

Auf einmal blieb der Wechsel
    Ihm allzulange aus.
Er schrieb zwar viel naive
Und wohlgesetzte Briefe,
    Doch keiner kam von Haus.

Des Franzmanns Komplimente —
    Die waren jetzt nicht groß;
Nur die mit vollen Händen
Ihr deutsches Geld verschwenden,
    Sieht gerne der Franzos.

Da war der Junker traurig,
    Und hängt das Mäulchen schief.
Es äugelt ihm itzunder
Vergeblich der Burgunder,
    Er will nur Geld und Brief.

Einst schaut er zu dem Fenster
Mit dunkelm Blick hinaus;
Schon träumt er von Pistolen,
Von Mord und Teufelholen:
Da kam sein Knecht von Haus.

Gleich schrie er: »Guter Michel,
O komm doch 'rauf zu mir!«
Der Michel sprach: »Ihr Gnaden!
Ein Schöpplein könnt' nicht schaden;
Ich weiß kein Wirthshaus hier.«

Der Kerl war nun im Zimmer;
Der Junker fragt: »Was Neu's?«
Doch Michel setzt sich nieder,
Labt erst mit Wein die Glieder,
Dann sagt er, was er weiß.

»Ey, denkt doch, gnäd'ger Herre!
Der Rabe ist verreckt.
Er hatte wenig Futter,
Auf einmal fraß er Luder,
Bis er davon verreckt.«

»Wer gab ihm so viel Luder?«
Frägt Junker schon gerührt.
»Ha! euers Vaters Pferde —
Ihr wißt's, von großem Werthe,
Die waren halt krepirt.«

»Was, meines Vaters Pferde?«
»Ha! 's ist ja schon bekannt!
Ihr Gnaden, muß nur sagen,
Vom vielen Wassertragen
Verreckten sie beim Brand.«

»Was sagst von einem Brande?«
»Hm! ja in euerm Haus.
'S ist eben kein Mirakel;
Denn, spielt man mit der Fackel,
So kömmt gleich Feuer aus.«

»Ach Gott! mein Schloß verbrannte?«
»Ihr Gnaden sagt es gleich.
Mit Fackeln und mit Kerzen
Ist wahrlich nicht zu scherzen,
Wie bei der Mutter Leich'.«

»Wie, Michel, meine Mutter?« —
»Ja freilich, sie ist todt!
Sie hat sich halt bekümmert,
Und Kümmerniß verschlimmert
Das Blut, und bringt den Tod.«

»Wer hat sie denn bekümmert?«
»Ihr Vater, wie man sagt.
Der hat vor sieben Wochen
Halt das Genick gebrochen,
Und zwar auf einer Jagd.«

Der Junker sich an Schädel
Mit beiden Fäusten schlug —
»Wär' ich doch nie geboren! —
Ha! alles ist verloren! —
Verdammter Hund, genug!«

»Ist nicht so arg, sprach Michel,
Was braucht's des Lärmens da?
Ich schwömm', bei meiner Ehre,
Gleich itzo auf dem Meere
Fort nach Amerika.«

Und mir nichts, dir nichts, plötzlich —
Floh er mit ihm davon.
Europa bleibt zurücke,
Sie machen bald ihr Glücke
Beim großen Washington.

Winterlied eines schwäbischen Bauerjungen.

Mädel, 's ist Winter, der wollichte Schnee,
Weiß wie dein Busen, deckt Thäler und Höh'.
Horch, wie der Nordwind um's Häuslein her pfeift!
Hecken und Bäume sind lieblich bereift.

Mädel, 's ist Winter, die Bäche sind Eis;
Dächer der ländlichen Hütten sind weiß.
Grau und ehrwürdig, im silbernen Flor,
Streckt sich der stattliche Kirchthurm empor.

Mädel, 's ist Winter. Mach's Stüblein fein warm;
Setz dich zum Ofen, und nimm mich in Arm!
Lieblich und kosend, wie rosigten Mai,
Führt uns die Liebe den Winter vorbei.

Drehst du mit Fingern, so reinlich wie Wachs,
Seidene Fäden vom silbernen Flachs,
Schüttl' ich die Acheln dir schäkernd vom Schurz,
Mache die Nächte mit Mährlein dir kurz.

Mädel, 's ist Winter. O wärst du schon mein!
Schlüpft' ich ins blähende Bettlein hinein;
Nähm' dich, mein herziges Liebchen! in Arm,
Trotzte dem Winter — denn Liebe macht warm. —

Schwäbisches Bauernlied.

So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt!
Vom Köpflein bis zum Füßel
Ist sie gar wohl bestellt:
Die Wänglein weiß und roth;
Ihr Mund, wie Zuckerbrod.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Viel weicher als die Seide
Ist ihr kohlschwarzes Haar,
Und ihre Aeuglein beide
Sind wie die Sternlein klar;
Sie blinzeln hin und her,
Sind schwarz, wie Vogelbeer.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Im Dörflein ist kein Mädchen
So fleißig, wie mein' Braut.
Im Winter dreht sie 's Rädchen,
Im Frühling pflanzt sie Kraut.

Im Sommer macht sie Heu,
Trägt Obst im Herbst herbei.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Auch schreibt sie, 's ist ein Wunder;
Jüngst schickt sie mir 'nen Brief,
Daß mir die Backen 'runter
Das helle Wasser lief.
Liest sie in der Postill,
So bin ich mäuschenstill.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Ihr sollt sie tanzen sehen
Das traute Lisel mein!
Sie hüpft und kann sich drehen,
Als wie ein Wieselein;
Doch schleift und tanzt sie dir
Am liebsten nur mit mir.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

O, traute Lisel! länger
Renn' ich nicht hin und her,
Es wird mir immer bänger,
Wenn doch die Hochzeit wär'!

Im ganzen Schwabenland
Kriegst keine treu're Hand.
O du, mein' traute Lisel,
Wenn doch die Hochzeit wär'!

Lisels Brautlied.

Mädels, sagt es laut:
Lisel ist 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut.

Michel, der ist mein!
O wie wird mir seyn,
Wenn am Dienstag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles schaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meinde singt,
Und die Orgel klingt;
Wenn mein Ja ich sage

Zu des Pfarrers Frage,
Und mir schaurt die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen,
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen graut —
Hoh! ich bin 'ne Braut.

Roth wird mein Gesicht,
Wenn er mit mir spricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder,
Schlägt mein Herz so laut:
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienstag wär'!
'S Herzle wird so schwer.
Schwestern! ist's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

Der Bauer in der Ernte.

Ihr Buben, frisch ins Feld hinaus,
Es winken uns die Aehren.
Wir wollen auf dem Acker draus
Den lieben Herrgott ehren.
Hört, wie der Schwalbe Lied so fein
Auf unsrer Rinne klingt,
Und wie dies kleine Vögelein
So wunderlieblich singt.

Da schaut einmal die Halmen an,
Von tausend Aehren trächtig,
Und so viel tausend Körnlein dran;
Wie ist doch Gott so mächtig!
So gülden, wie mein Korn, ist nicht
Des kleinen Jörgleins Haar.
Jetzt glaub' ich, was der Pfarrer spricht,
Ich seh's ja, es ist wahr.

Die Wölklein ziehen über mir,
Wie Lämmlein, still vorüber;
Du guter Gott! wie dank' ich dir,
Mir gehn die Augen über.

Er, der mein Haus mit Trank und Brod,
Der mir mein Vieh erhält;
So gut, wie unser lieber Gott,
Ist halt nichts auf der Welt.

In einem Orte, weit von hier,
Wie wird's da werden theuer!
Der Hagel fiel, man sagt' es mir,
So groß, wie Hühnereyer.
Die guten Leutlein dauern mich
In ihrer großen Noth;
Gott weiß, mit ihnen theilte ich
Den letzten Bissen Brod.

Heut stell' ich einen Feyrtag an,
Den lieben Gott zu preisen;
Dort kommt ja mein Gevattermann,
Der singt nach allen Weisen.
Gelt, Weibchen, gelt, du singst mit mir?
Ihr Buben, lobet Gott!
Nun, G'vattermann, so singt uns für:
Nun danket alle Gott!

Der Bauer im Winter.

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt!
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und singt ihr krauses Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wann ich vor meinem Acker steh',
Und so viel tausend Aehren seh'?

Alsbald die Sicheln dengle ich,
Der Grille Lied ergötzet mich;
Dann fahr' ich in das Feld hinaus,
Schneid' meine Frucht, und führ's nach Haus.

Im Herbst seh' ich die Bäume an,
Schau' Aepfel, Birn und Zwetschgen dran;
Und sind sie reif, so schüttl' ich sie.
So lohnet Gott des Bauren Müh'.

Jetzt ist die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach ist überschneit;
Das ganze Feld ist kreideweiß,
Mein Weiher ist bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Toback schmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Span geschnitzt,
Wann 's Weible bei der Kunkel sitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum
Und singen heisa dudeldum!
Mein' Urschel und mein kleiner Hans,
Die drehen sich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran,
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch' in guter Ruh'
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, so wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott beschert;
Und nach dem Essen les' ich dann
Im Krankentrost und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink' ich halt mein Schöpple Wein;
Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues aus der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nimm mein liebes Weib in Arm;
Leg' mich ins Bett und schlaf' froh ein,
Kann wohl ein Mensch vergnügter seyn?

Mährchen.

Es starb einmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell, wie Sonnenschein,
Mit einem güldnen Stabe wies
Dies Bäuerlein ins Paradies.

Es ging an den bestimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant,
Und klopfte sittsam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür',
Und schrie: »Nun, wer ist wieder hier?«

»Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als seine Felder angebaut,
Mit einem Weibe sich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
'N Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuren meinem gnäd'gen Herrn;
Ich glaubte, was der Pfarrer sprach,
Kam treulich seinen Lehren nach;

Und zahlt' ihn redlich, wie mich däucht,
Für seine Predigt, Bet, und Beicht.
Ich starb. Er salbte mich mit Oel;
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir ins Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach mir auf!«

Nun öffnete die Pforte sich,
St. Peter sprach: »Ich lobe dich,
Du guter Mann verdienst gewiß
Ein Plätzchen in dem Paradies.
— Du sollst's auch haben: aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feyren heut ein großes Fest,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmlischem Jasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Beim Nektar und Ambrosia!« —

Das Bäuerlein sprach: »Habe Dank!«
Setzt' sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete, bis Peter rief;
— Erhabne Stille herrschte tief.

Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor;
Es schwammen süße Symphonie'n

Durch den entzückten Himmel hin;
Der Schatten eines Priesters schwebt
Herauf, vom Lobesang erbebt
Der Himmel: »Leuchte wie ein Stern,
Komm du Gesegneter des Herrn!«

Mit Abraham und Isaak saß
Der Selige zu Tisch, und aß
Das erstemal Ambrosia;
Und Amen, und Hallelujah!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Priesters Ohr.
Und erst am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit sich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und sprach: »Herr Peter, sey so gut,
Und sag mir, warum war denn heut
Im Himmel solche große Freud'?«

»Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt' herauf?
Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud'?«

»So müssen,« fiel der Bauer ein,
»Im Himmel lauter Feste seyn,
Weil's ja viel tausend Priester giebt,
Und jeder seinen Herrgott liebt?«

St. Peter lachte laut dazu,
Und sprach: »Du liebe Einfalt du!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch solche Baurenkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie nimmer zählen kann.«

Dieß Mährchen hat Hans Sachs erdacht
Und es in Knittelvers gebracht;
Doch — ärgert dich's, mein frommer Christ,
So denk, daß es ein Mährchen ist!

Die Wucherer.

(Ein Volkslied.)

Im großen Dorfe Haberstätt
Geht's um.
Sobald der Wächter Zwölfe ruft,
Rumort's daher, saust in der Luft,
Und rast im Dorf herum.

Zwölf Geister heulen fürchterlich:
»O weh!
Der Fluch der Sünde macht uns bang,
Verworfen hat uns — ach wie lang!
Der Rächer in der Höh'.«

Da schlingt das Weib sich um den Mann
Herum.
Die Kindlein schlüpfen unter's Bett,
Und alles ist zu Haberstätt
Vor Todesängsten stumm.

Wie betet da das ganze Dorf
So heiß:
Wir arme Bauern bitten dich,
Gott, treibe von uns gnädiglich
Dies höllische Geschmeiß!

Der Pfarrer, der im Swedenborg
Studirt,
Und als ein tief gelehrter Mann
Mit allen Geistern sprechen kann,
Wagt es, — und exorzirt.

Vom Grabe eines Frommen sprach
Der Mann:
»Ihr Geister aus dem Schattenreich,
Im Namen Gottes frag' ich euch:
Sagt, was habt ihr gethan?« —

Da kam ein Geist, wie Säulenrauch
Von Torf.
Dem Pfarrer bebt das Herz wie Sulz.
Hohl sprach der Geist: »Ich war der Schulz
Einmal in diesem Dorf.

Dies war ein Müller, der ein Wirth,
Und der
Schulmeister gar; die andern acht
Sind Bauern — durch des Teufels Macht
Sind wir zwölf Wucherer.

Auf unsern Böden lag die Frucht
Wie Sand.
Oft gab der Himmel Fruchtbarkeit;
Doch wir erschufen theure Zeit
Gar weit umher im Land.

Denn Korn und Wein verschlossen wir
Mit Fleiß.
Und brach herein die Hungersnoth
Verkauften wir erst Wein und Brod
Um teuflisch hohen Preis.

Wir haben uns mit Armenblut
Genährt.
Wir haben der Bedrängten Schrey
Geblendet von der Täuscherei
Des Wuchers — nicht gehört.

Wir starben — Geister peitschten uns
Hinab.
Dreihundert Jahre sind es bald,
Daß solchen Greuelaufenthalt
Uns Gottes Rache gab.

Doch wird vom Fluch einst unser Geist
Befreit,
Wenn's hier im Dorf zwölf Bauern giebt,
Wo jeder Treu' und Glauben liebt,
Und schwarzen Wucher scheut.

O weh, es schaurt der Morgen schon;
Fort, fort!
O weh, noch werden wir nicht los.
Des Jahres Segen ist zu groß —
Hinab an unsern Ort!«

Husch, rasselt's fort. Der Pfarrer fiel
Aufs Knie,
Und bat: Verwirf uns nicht im Grimm,
Die Bauern sind doch gar zu schlimm;
Ach Herr bekehre sie!

Du gabst uns, Gott! ein gutes Jahr;
Doch laurt
Der Wuchrer schon, wie er die Frucht
In Scheunen zu verbergen sucht,
Und unsern Wein vermaurt.

Verschlossen ist, o Wucherer,
Dein Herz.
Doch harre, Sünder, bald zerbricht
Es Gottes Donner am Gericht
Mit unnennbarem Schmerz.

Schulmeistertrost.

Ich habe viele Sorgen,
Mein Leben wird vom Morgen
Bis in die späte Nacht
Mit Lehren zugebracht.

Viel Mägdlein und viel Knaben
Auf seiner Seele haben,
Ist wahrlich eine Pflicht
Von drückendem Gewicht.

Doch thu' ich es mit Freuden;
Denn Christi Schäflein weiden
Auf Klee besäter Trift —
Macht selig nach der Schrift.

Die großen starken Geister
Beschämt oft ein Schulmeister,
Der in dem Hirtenamt
Von reinem Eifer flammt.

Der Kinder Herz regieren —
Und sie zur Tugend führen
Durch treuen Unterricht,
Welch eine süße Pflicht!

Das Lesen, Rechnen, Schreiben
Mit künst'gen Bürgern treiben,
Und sie mit Bildners Hand
Bereiten für das Land;

Und wenn mit stillem Schmähen
Die Menschen auf uns sehen,
Und für verdienten Lohn
Oft geben Spott und Hohn;

Dies leiden ohne Kränken,
Und still im Herzen denken,
Ich dulde gern die Schmach
Dem größten Lehrer nach:

Dies ist Schulmeisterswürde;
Drum trag' ich meine Bürde
Und meinen Hirtenstab
Geduldig bis ins Grab.

Wenn ich die Orgel spiele,
Voll göttlicher Gefühle,
Und die Gemeinde singt,
Daß mir's im Herzen klingt;

Wenn Gottes Huld mir lächelt;
Und Himmelsluft mich fächelt,
Rinnt von der Stirne heiß
Herunter mir der Schweiß:

So fühl' ich süßen Frieden;
Und will ich auch ermüden,
So denk' ich an den Lohn
Uns beigelegt am Thron.

Sing' ich mit meinen Knaben:
»Laßt uns den Leib begraben!«
Vor eines Christen Grab,
So blick' ich stumm hinab;

Und seufz': Hier will ich schlafen
Einst unter meinen Schafen,
Und ach, nach kurzer Ruh',
Erlöser, weckst uns du!

Provisorlied.

Provisor's *) sind wahrlich die nützlichsten Leut'!
Sie lehren die Knaben
Und Mädchen Buchstaben,
Hübsch lesen und malen,
Und rechnen mit Zahlen;
Daß Vater und Mutter sich drüber erfreut.
Provisor's sind wahrlich die nützlichsten Leut'!

Provisor's sind wahrlich die nützlichsten Leut'!
Die Orgel zu spielen,
In Tönen zu wühlen,
Und singen Choräle
Mit fühlender Seele:
Darzu sind wir alle vom Staate geweiht.
Provisor's sind wahrlich die nützlichsten Leut'!

Provisor's sind wahrlich die nützlichsten Leut'!
Drum wünsch' ich auf Erden
Provisor zu werden;

*) Schulmeistergehülfen in Schwaben.

Wenn Lohnung und Ehre
Geringer noch wäre;
Im Himmel ist unsre Belohnung bereit.
Provisor's sind wahrlich die nützlichsten Leut'!

Jägerlied.

Hans, Hans der edle Hirsch ist todt!
Die Thierwelt klagt um ihn,
Und wer ihm Trank und Speise bot,
Seufzt kläglich: Hans ist hin.
Der Jäger singt ein banges Lied,
Es horcht der Wald umher;
Denn Hans, der Stolz der Solitude,
Karls Liebling ist nicht mehr.

Weiß wie das Licht war unser Hans,
Ein Bild, aus Duft gewebt,
Versilbert von des Mondes Glanz,
Das auf dem Hügel schwebt,
Wie Ossian in stummer Nacht
Oft vor sich schimmern sah;
Stand kaum in solcher Wunderpracht,
Wie Hans der Edle da.

Doch seine vierzehn Enden nicht
Und seiner Farbe Glanz
Besinge unser Klaggedicht;
Weit edler war der Hans.
So liebt' kein Menschenphilosoph
Wie er die Einsamkeit;
Drum hat er das Geräusch am Hof
Der Hirschewelt gescheut.

Nur Einen Freund hat er gewählt;
Hans dachte so dabei:
Wer viele Hirschesfreunde zählt,
Dem ist oft keiner treu.
Auch war er schamhaft, war so keusch
In seinem Lebenslauf,
Und ohne brausendes Geräusch
Sucht' er die Hirschkuh auf.

Noch mehr liebt' Hans die Menschen all,
War ihnen hold und treu.
Und flog, gelockt durch Pulverknall,
Wie Lichtesstrahl herbei.
Beleidigte die Menschen nie,
Nahm Speis' aus ihrer Hand,
Und legt' sich freundlich unter sie,
Als hätt' er auch Verstand.

Doch immer dacht' er groß und frei, —
Wer frei denkt, denkt auch groß, —
Und drohte man mit Sklaverei,
Riß er sich muthig los.
So gern er fraß, so zog er doch
Des bittern Hungers Tod
Weit vor dem niedern Sklavenjoch,
Womit man ihn bedroht.

Und doch — auch edle Hirsche drückt
Die Last der Eitelkeit —
Hat er zwölf Lenze nur erblickt;
Wie kurz war seine Zeit!
Verendet hat das edle Thier,
Ein Frühlingslüftchen kam,
Das unsern Hansen sanft von hier
Ins Reich der Schatten nahm.

Auf einem Karren führen ihn
Die Jäger nun zur Ruh',
Und scharren mit betrübtem Sinn
Den todten Hansen zu.
Die guten Jäger stehen stumm,
Ihr Hans hat nun verend't;
Und pflanzen um sein Grab herum
Ein Hirschenmonument.

Die junge Eiche lieblich steht,
Streut Blätter auf sein Grab;
Der Fruchtbaum, wenn ein Lüftchen weht,
Wirft goldne Frucht herab;
Der Rosenstock verbreitet Duft
Im Frühlingssonnenglanz. —
Das Jagdlied klagt: In dieser Gruft
Verwes't der edle Hans.

Fischerlied.

Ein armer Fischer bin ich zwar,
Und ring' ums Brod oft mit Gefahr;
Doch leb' ich froh und sorgenfrei,
Mich liebt ein Mädchen süß und treu.
Juchhe! Juchhe!

Sie hat ein lockigt braunes Haar,
Ein schlehenschwarzes Augenpaar;
Hat einen kleinen Purpurmund,
Und einen Busen weiß und rund.
Juchhe! Juchhe!

Ihr Wuchs wird fast mit einer Hand
Der schlanken Weide gleich umspannt.
Kein Stadtweib hab' ich noch gesehn
So frisch wie Hannchen und so schön.
Juchhe! Juchhe!

Ihr Fuß ist wie geschnitzt so fein,
Ihr Knie so weiß wie Elfenbein:
Jüngst sah ich's beim Forellenfang,
Als ich im Wirbeltanz sie schwang.
Juchhe! Juchhe!

Ihr Herz ist ächt und rein wie Gold. —
Drum bin ich ihr so seelenhold;
Und Hirn im Kopf hat's auch genug,
Der Pfarrer ist nicht halb so klug.
Juchhe! Juchhe!

Fehlt immerhin ihr Gold und Geld;
Kommt nackend doch der Mensch zur Welt.
Wer's Betteln scheut und Müssiggang,
Dem ist's um's liebe Brod nicht bang.
Juchhe! Juchhe!

Wenn Hannchen mit am Ufer ruht,
Dann fischt sich's noch einmal so gut;
Dann drängt ins Netz sich groß und klein,
Als wollt' es gern gefangen seyn.
Juchhe! Juchhe!

Ist nun mit Glück der Fang vollbracht,
Und winkt zur Heimath uns die Nacht;
Schleich' ich mit ihr ins Hüttchen hin,
Wo ich ein beßrer Fischer bin.
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! wie fischt sich's da so schön,
Man möcht' vor Freuden untergehn.
Ein jeder Zug aus diesem See
Ist Netz und Angel werth. Juchhe!
Juchhe! Juchhe!

Jörg.

(Ein schwäbisches Bauernlied.)

Wie wohl ist mir in meinem Sinn!
Kein Mädel giebt's wie mein's;
Guck hin, guck her, guck her, guck hin,
So findst in Schwaben keins.

So jung und hübsch, und doch so gut
Wie Engel Gottes sind.
Und mir so treu, bei meinem Blut
Möcht' weinen, wie ein Kind.

Hat Haar, kein Flachs ist traun so fein.
Wie süß ihr Mündchen lacht!
Es blinken ihre Aeugelein
Wie Sternlein in der Nacht.

Sie schafft dir früh, und schafft dir spät,
Das giebt einmal ein Weib.
Wenn sie die runde Spindel dreht,
So hüpft mir's Herz im Leib.

Und ist dir doch so gut dabei,
So fromm und tugendsam.
Und doch so heimlich, meiner Treu!
So heimlich wie ein Lamm.

Sie weiß dir nichts von Bauernstolz;
Und hört sie Dudeldum,
So dreht sie sich als wie ein Bolz
Mit mir im Ring herum.

Wollt' gestern auf die Kirchweih gehn,
Da blieb das Mädel fein
Mit mir vor einer Hütte stehn,
Und sprach: Jörg, komm herein.

Da lag ein Armer auf der Streu
Und kaute schimmlicht Brod,
Ein Krüglein Wasser stand dabei;
Sie fühlte seine Noth,

Und sprach: O Jörg, gib ihm dein Geld,
Und hilf dem Armen nun;
Nichts Liebers ist mir auf der Welt,
Als Armen Gutes thun.

Da griff ich nach dem Beutel schnell,
Und gab's dem Armen hin.
Des Mädels Augen wurden hell,
Und mir ward wohl im Sinn.

An Tanz und Kirchweih dacht' ich nicht.
Der arme Kranke sprach
Mit hellen Thränen im Gesicht
Uns Gottes Segen nach.

Und als ich auf die Wiese kam,
War mir's im Herzen warm,
Und, ach, mein liebes Mädel nahm
Mich weinend in den Arm.

Seitdem denk' ich in meinem Sinn:
Kein Mädel giebt's wie mein's.
Guck hin, guck her, guck her, guck hin,
So findst in Schwaben keins.

Schwabenlied.

So herzig wie die Schwaben,
Gibt's halt nichts weit und breit.
Denn welche Völker haben
So viele Redlichkeit?

Ihr Herz denkt anders nicht,
Als was die Zunge spricht.
So herzig wie die Schwaben,
Gibt's halt nichts weit und breit.

Wer ist wie unsre Schwaben
So männlich noch und stark?
Die Männer dorten haben
Noch deutsches Knochenmark.
Die Mädchen sind so hold;
Die Weiber treu wie Gold.
So herzig wie die Schwaben,
Gibt's halt nichts weit und breit.

Sie lieben sich wie Brüder
Ohn' alle Heuchelei.
Sie handeln deutsch und bieder,
Und sind dem Fürsten treu.
Ihr Leben schonen sie
Für Gott und Wahrheit nie.
So herzig wie die Schwaben,
Gibt's halt nichts weit und breit.

Das Schwabenmädchen.

(1760.)

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Und braun ist mein Gesicht;
Der Sachsenmädchen Gaben
Besitz' ich freilich nicht.

Die können Bücher lesen,
Den Wieland, und den Gleim;
Und ihr Gezier und Wesen
Ist süß wie Honigseim.

Der Spott, mit dem sie stechen,
Ist scharf wie Nadelspitz;
Der Witz, mit dem sie sprechen,
Ist nur Romanenwitz.

Mir fehlt zwar diese Gabe,
Fein bin ich nicht und schlau;
Doch kriegt ein braver Schwabe
An mir 'ne brave Frau.

Das Tändeln, Schreiben, Lesen
Macht Mädchen widerlich;
Der Mann, für mich erlesen,
Der liest einmal für mich.

Ha, Jüngling, bist aus Schwaben?
Liebst du dein Vaterland?
So komm, du sollst mich haben.
Schau, hier ist meine Hand!

Mädchenlaune.

Die Mädels sind veränderlich,
Heut so und morgen so;
Kaum zeigt ein Rosenwölklein sich,
So sind sie hell und froh!
Doch morgen? —
Ei, wie geschwind
Dreht sich der Wind!

Sobald ein rauhes Lüftlein weht,
Grämt sich das Mädel tief;
Ein Zährlein ihr im Aeuglein steht,
Das Mündlein krümmt sie schief.
Doch morgen? —
Tralla la la!
Hopsa sa sa!

Das Mädel sieht dich liebreich an,
Du traust dem schlauen Blick,
Und schwindelst auf zur Sonnenbahn,
Und träumst von deinem Glück.
Doch morgen? —
Kennt sie dich kaum;
Nichtiger Traum!

Ihr Mädels, dreht mir noch so süß
Die Aeuglein hin und her,
Und kämt ihr aus dem Paradies;
So traut' ich keiner mehr.
Ihr Falschen!
Heut seyd ihr heiß!
Morgen, wie Eis!

Der Provisor.

Mein liebes deutsches Vaterland
Hat bei so mancher Zierde,
Doch keinen ehrenvollern Stand
Als die Provisorswürde.

Drum freu' ich mich
Oft königlich,
Wenn mich die Leute müssen
Als Herrn Provisor grüßen.

Zwar gibt's oft manchen sauren Tag,
Der Lehrstand hat viel Plagen;
Gibt man dem Buben einen Schlag,
Gleich geht's an ein Verklagen.
Das A, be, ab,
Das E, be, eb,
Das träge Buchstabiren,
Kann weidlich uns vexiren.

Doch welch ein Seelengaudium!
Wenn ich die Orgel spiele,
Und weidlich im Präludium
Mit Händ' und Füßen wühle.
Mein Dudeldum
Kann weit herum,
Doch ohne Ruhm zu melden,
Kein Virtuos mir schelten.

Ha! welche Freude wird's erst seyn,
Wenn ich Schulmeister werde,
Und mich im schwarzen Rocke fein
Wie ein Prälat gebehrde.

Ein Weib dazu
Zur Pfleg' und Ruh',
Macht mir das Leben süßer.
Es leben die Proviser!

Der Schneider.

(1763.)

Als einst ein Schneider reisen soll,
Weint' er und schrie er sehr:
»Ach Mutter, lebe ewig wohl!
Mich siehst du nimmermehr.«
Die Mutter heult entsetzlich:
Das lass' ich nicht geschehn!
Du sollst mir nicht so plötzlich
Aus deiner Heimath gehn.

Ach Mutter, ich muß halt von hier,
Ist das nicht jämmerlich!
Nein, Söhnchen, ich weiß Rath dafür,
Verstecken will ich dich.

In einem Taubenschlage
Verberg' ich dich, mein Kind,
Bis deine Wandertage
Gesund verflossen sind.

Mein guter Schneider merkt sich dies,
Und thät als ging' er fort.
Nahm traurig Abschied, und verließ
Sich auf der Mutter Wort.
Doch Abends nach der Glocke
Stellt' er sich wieder ein,
Und kroch gleich einem Bocke
In Taubenschlag hinein.

Hier ging er, welche Wanderschaft!
Im Schlage auf und ab,
Und wartete, bis ihm zur Kraft
Die Mutter Nudeln gab.
Bei Tag war er auf Reisen —
Doch ach in mancher Nacht
Da hatt' er mit den Mäusen
Und Ratten eine Schlacht.

Einst hatte seine Schwester Streit
Nicht weit von seinem Haus.
Er hört's wie seine Schwester schreyt,
Und guckt zum Schlag hinaus.

Mein Schneiderlein im Hemde,
Macht eine Faust und droht:
»Wär' ich nicht in der Fremde,
Ich schlüge dich zu todt!«

Lisel an Michel.

Mein trauter Michel ist so gut,
So gut wie er gibt's keinen;
Wenn ihn mein Auge sehen thut,
So möcht's vor Freuden weinen.

Kein Apfel ist so roth und rund
Wie sein Gesicht und Wangen;
Wie Rosenblätter ist sein Mund,
Dran Honigtropfen hangen.

Die Aeugelein sind rund und scharf
Als wie Rebhühneraugen;
Sie könnten, wenn man's sagen darf,
Des Nachts für Sternlein taugen.

Wer ist so flink, und rasch wie er,
Im Tanzen, Werfen, Springen;
Wer kann im Dorfe trefflicher
Zum Dudelsacke singen?

Wer ist so launig, so voll Scherz
Beim Flegel, und der Sichel;
Und wer hat ein so gutes Herz
Als wie mein lieber Michel?

Denkt nur, er ist erst achtzehn Jahr;
Man sieht's an seinem Kinne,
Am schlanken Wuchs, am weichen Haar,
Und an der hellen Miene.

Weiß wohl, es gibt der Mädels mehr,
Die meinen Michel lieben;
Drum fällt's mir armen Mädel schwer,
Die Hochzeit zu verschieben.

Noch heute werd' ich seine Frau,
So wahr ich Lisel heiße!
Daß nicht ein andres Mädchen schlau
Den Michel mir entreiße.

Michel an Lisel.

Wer ist wohl auf der ganzen Welt
Vergnügter als ein Bauer?
Sein Haus, und Hof, und Ackerfeld

Macht's Leben ihm nicht sauer.
Hat er ein Weibchen noch dazu:
O Bauer, wie vergnügt bist du!

Ich hab' ein Mädel — Dudeldum!
O Gott, so zuckersüße.
Im Dorf, und Stadt, und weit herum,
Gibt's nichts wie meine Lise.
So jung und schön, so roth und braun,
Und immer von so guter Laun'.

Mein' Lisel ist mir herzlich gut,
Und ich ihr gleicherweise.
Sie schenkt mir Bänder auf den Hut,
Und ich — ich schenk' ihr Sträuße.
Nun Dudelsack, so tummle dich!
Kein Mensch ist so vergnügt wie ich.

Brauntweinlied eines Schusters.

(Aus einer Hanswurstias.)

O Fläscherl, hübsch und fein,
Gefüllt mit Brauntewein!
Du bist des Wurstels Freude,
Bist seine Schnabelweide.

Gluk gluk, gluk gluk, gluk
Gluk, gluk — — —
O goldner Branntewein,
Wie süß schlüpfst du hinein!

O Fläscherl, stärke mich,
Komm her, ich küsse dich.
Sey g'scheid, mein liebes Weiberl,
Ich bring' dir's zu, mein Täuberl.
Gluk — — — —.
Gluk — — — —
O goldner Branntewein,
Wie süß schlüpfst du hinein!

Wenn ich des Morgens trink',
Bin ich zur Arbeit flink;
Kann sohlen, steppen, nähen,
Den Drath im Takte drehen.
Schluk, schluk — — —
Schluk — — — —
O goldner Branntewein,
Wie süß schlüpfst du hinein.

Macht mich der Gerber toll,
Wenn ich ihn zahlen soll;
So denk' ich: hol' der Sperber
Den Ledrer sammt dem Gerber.

Gluk, gluk — — —
Gluk — — — —
Beim Gläschen Branntewein
Fällt keine Schuld mir ein.

Trink' ich ein Gläschen Spitz,
Krieg' ich Verstand und Witz.
Dann tanz' ich nach der Fiedel,
Sing' hübsche deutsche Liedel.
Gluk, gluk — — —
Gluk — — — —
O goldner Branntewein,
Wie süß schlüpfst du hinein!

O Fläscherl, hübsch und fein,
Mein Schäzerl sollst du seyn;
Will dich mit nassen Blicken
Oft an mein Goscherl drücken,
Gluk, gluk, gluk gluk, gluk,
Gluk, gluk, gluk gluk, gluk.
Es lebe hübsch und fein
Mein Fläscherl Branntewein!

Gebet eines alten Soldaten um Josephs Genesung.

1789.

Großer Gott in deinem Himmel
Ueber alles hoch erhöht;
Herrscher über Fürstenthronen;
Kaiser aller Nationen,
Höre mein Gebet!

Joseph, unser guter Kaiser,
Ist in tödlicher Gefahr!
Joseph, unser Völkervater,
Der im feindlichen Geschwader
Unser Führer war;

Der auf seinem Atlasrücken
Lasten ganzer Welten trug.
Er, der erste Fürst der Erde,
Der den Feind — bald mit dem Schwerte,
Bald mit Weisheit schlug;

Der mit Adlerschnelle eilte
Von der That zur andern That.
Ach, der mich mit Händedrücken
Und mit Zunder in den Blicken
Nannte: Kamerad!

Der soll sterben? — Todesengel,
Laß von meinem Joseph ab.
Nimm aus unsern Kriegerschaaren
Mich bei diesen grauen Haaren,
Schleppe mich ins Grab!

Wunden haben mich entkräftet,
Meine Knochen sind schon mürb;
Meinst, ich zittre vor dem Tode?
Nein, sprich nur, du Gottesbote:
Alter Krieger, stirb!

Laß nur unsern Joseph leben! —
Ha, schon ruht dein Flammenschwert!
Preiset Gott, ihr Kameraden,
Für die höchste seiner Gnaden,
Denn wir sind erhört.

Fokſan.

Oeſtreichiſches Siegeslied. 1789.

Victoria, Brüder!
Singt Jubelgeſang.
Drommete, begleite
Die Töne der Freude
Mit ſchmetterndem Klang.

Prinz Koburg ſoll leben,
Den Tapferkeit ziert.
Es hat uns der Sieger,
Wie ſchnaubende Tiger
Ins Feuer geführt.

Bei Fokſan, da ſtanden
Die Türken verſchanzt,
Und fürchterlich waren
Die Seiten der Schaaren
Mit Stücken bepflanzt.

Doch stürmten wir Deutsche
Die Schanzen voll Muth;
Die Heldenbrust klopfte!
Das Bajonet tropfte
Von türkischem Blut.

Es fielen die Hunde
Ins blutige Gras;
Wir sahen sie liegen
Mit grimmigen Zügen —
Den Geiern ein Aas.

Die Spahis entflohen
Auf windschnellem Roß;
Doch fliegende Schaaren
Der braven Husaren
Ereilten den Troß.

Sie hieben die Schädel
Zornschäumend entzwei.
Da splitterten Knochen
Vom Säbel zerbrochen,
Wie Schalen vom Ey.

Auch Suwarow lebe,
Das tapfere Herz!

Es leben die Reussen!
Die Männer von Eisen!
Die Hügel von Erz!

Auch Hohenloh stürmte
Die Trotzer zurück.
O freut Euch, ihr Brüder!
Es lächelt uns wieder
Das siegende Glück.

Türkengesang.

Hinaus! hinaus ins offne Feld!
Allah! allah!
Denn Vater Achmet, unser Held,
Ist da! ist da!

In uns braus't Sarazenenblut
Wie vor! wie vor!
Denn in Gefahren schwillt der Muth
Empor! empor!

Du Janitschar, noch trifft es, noch,
Dein Schwert! dein Schwert!
Der Spahi schwingt sich leicht und hoch
Aufs Pferd! aufs Pferd!

Wer ruft dort, wie der Donnergott:
Geschütz! Geschütz!
Ha! dort gebietet unser Tott
Im Blitz! im Blitz!

Der Russe stürzt dahin und trinkt
Sein Blut! sein Blut!
Wo Machmuts Fahne weht, da sinkt
Der Muth! der Muth!

Es zaudert Bassa Romanzof,
Nicht wir! nicht wir!
Wir donnern dort bei Oczakof,
Wie hier! wie hier!

Stürz' immer, Janitschar, in Sand
Voll Blut! voll Blut!
Denn ach! der Tod fürs Vaterland
Ist gut! ist gut!

Dir ist der Muselmänner Lohn
Gewiß! gewiß!
Die Huris winkt, und küßt dich schon!
Wie süß! wie süß!

Das Becken klingt! der Trommel Ton
Erschallt! erschallt!
Mein ganzes Blut empört sich schon
Und wallt! und wallt!

Auf, Brüder, Sommerzeit ist da!
Der Held, der Held,
Geht vor uns her! — Allah! allah!
Ins Feld! ins Feld!

Freiheitslied eines Kolonisten.

(1776.)

Hinaus! hinaus ins Ehrenfeld
Mit blinkendem Gewehr!
Columbus, deine ganze Welt
Tritt muthig daher!

Die Göttin Freiheit mit der Fahn'
(Der Sklave sah sie nie)
Geht — Brüder, seht! sie geht voran!
O blutet für sie!

Ha, Vater Putnam lenkt den Sturm,
Und theilt mit uns Gefahr;
Uns leuchtet, wie ein Pharusthurm,
Sein silbernes Haar!

Du gier'ger Britte, sprichst uns Hohn? —
Da nimm uns unser Geld!
Es kämpft kein Bürger von Boston
Um sklavischen Sold!

Da seht Europens Sklaven an,
In Ketten rasseln sie! —
Sie braucht ein Treiber, ein Tyrann
Für würgbares Vieh.

Ihr reicht den feigen Nacken, ihr,
Dem Tritt der Herrschsucht dar? —
Schwimmt her! — hier wohnt die Freiheit, hier!
Hier flammt ihr Altar!

Doch winkt uns Vater Putnam nicht?
Auf, Brüder, ins Gewehr! —
Wer nicht für unsre Freiheit ficht,
Den stürzet ins Meer!

Herbei, Columbier, herbei!
Im Antlitz sonnenroth!
Horch, Britte, unser Feldgeschrey
Ist Sieg oder Tod.

Warnung an die Mädels.

Es sah ein Mädel jung und zart
Einst einen Offizier.
Das Port d'Epee, die Achselschnur,
Und seine modische Frisur
Behagte trefflich ihr.

Willst mich? so fragt der Offizier
Das Mädel; husch: — Ich will! —
Drauf war das Pärlein wohlgemuth,
Auch ging's dem Weiblein anfangs gut,
Sie hatte Hüll' und Füll'.

So lang der Krieger fechten kann,
Hält man ihn lieb und werth;
Doch wenn ihm Jugendkraft gebricht,
So wird des Fürsten Angesicht
Gar bald von ihm gekehrt.

Taratara! ins Feld! ins Feld! —
Das arme Weiblein schreyt;
Denn bald Kartetschenfeuer kam
Und schoß ihr liebes Männchen lahm,
Bei aller Tapferkeit.

Da lag der lahme Krieger da,
Ihn heilte keine Kur;
Er hinkte nun am Krückenstab;
Der Fürst ihm seinen Abschied gab —
Jedoch in Gnaden nur.

Das arme Pärchen wandert nun
Auf Bettelfuhren fort.
Doch endlich ging der lahme Held
Von einem Strohsack aus der Welt
Und kam an bessern Ort.

Da jammert nun das arme Weib
Auf seinem Grab und spricht:
»Ihr Mädels — alles in der Welt,
Nehmt Männer, wie es euch gefällt,
Nur einen Kriegsmann nicht!«

Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seyd stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und alles schweigt, und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart — drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich —
Es muß geschieden seyn.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sey der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

Und ha, wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt;

So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika.
Und alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut.
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein;
So denken wir von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

Für den Trupp.

Hell auf, Kameraden! der kriegrische Ton
Der Trommel und Pfeife ermuntert uns schon.
Frisch, schnallt den Tornister den Rücken herum,
Und schickt euch zum Marsche — nur seht euch nicht um.

Denn Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer,
Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr;
Sie folgen gehorsam des Führers Gebot,
Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap,
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fische, nicht Wein?

Auch sagt man, es gebe von rosiger Laun'
Dort Mädels hübsch schwärzlich, hübsch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürsten nicht glücklicher seyn.

Drum munter, Soldaten! der Marsch ist zwar weit,
Doch frohe Gesänge verkürzen die Zeit;
Und wenn uns das Wasser des Meeres umfleußt,
So gibt Gott Gesundheit, und fröhlichen Geist.

Ha, wenn wir die Spitze von Afrika sehn,
Und Winde vom Ufer im Federbusch wehn;
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf, Kameraden! nun sind wir am Ziel!

Wir leben drauf selig und handeln nach Pflicht,
Und achten Hyänen, die Wilden selbst nicht.
So wird auf dem Wasser, so wird auf dem Land
Der Name des braven Soldaten bekannt.

Soldatenabschied.

Heute scheid' ich, heute wandr' ich,
Keine Seele traurt um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch andre,
Die da trauren, wenn ich wandre;
Holder Schatz! ich denk' an dich.

An dem Bachstrom hangen Weiden,
In den Thälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß die liebe Heimath meiden —
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hunderttausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin.
Wo ich fall', legt man mich nieder
Ohne Klag' und ohne Lieder,
Niemand fraget wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
Siehst du meinen Todesschein;
Süßes Kind, sollt' er erscheinen —
Thu' im Stillen um mich weinen,
Und gedenke ewig mein.

Heb zum Himmel unsern Kleinen,
Schluchze: »Todt der Vater dein!«
Lehr ihn beten, gib ihm Segen —
Reich' ihm seines Vaters Degen,
Mag die Welt sein Vater seyn!

Horch, die Trommel ruft zu scheiden!
Drück' ich dir die weiße Hand —
Still' die Thränen, muß dich meiden,
Muß für unsre Heimath streiten,
Streiten für das Vaterland.

Kleinigkeiten.

Deutscher Spruch.

Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt;
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über alles schätzt;
Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt;
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all dies thut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.

Menschenweisheit.

Ein Gott ist, der die Welt regiert;
Oft denkt der Mensch — im Wahn:
Ich hab' dies Werk zum Ziel geführt,
Und Gott hat es gethan.

Der Deutsche.

Der biedre Deutsche spricht nicht viel;
Kurz ist sein Wort, stark sein Gefühl.
Er ist ein Zögling der Natur;
Ein Handschlag gilt ihm mehr als Schwur.
Gott liebt er, ist den Obern treu
Wie Gold — und doch kein Sklav' dabei.
Gerad und ehrlich ist sein Brauch.
So wie er spricht, so denkt er auch.

Physiognomik der Todtenschädel.

Der große Schädel, nur halb kahl,
Mit breiter Stirne, hart, wie Stahl,
Und diese Knochen, fest, wie Stein:
Wem mögen die gewesen seyn? — —
Dumpf sprach der Genius, der um das Beinhaus schwebt:
Es war ein Deutscher, der naturgemäß gelebt.

Und dieses Schädelchen hier,
So weiß, so dünn, wie Postpapier;
Und diese Gebeinlein dabei,
Wie Marzipan weiß, und weich wie Brei:
Wer war denn dieß? —
Ein Geck aus Paris!

Er.

Geistesgröße ohne Herzensgüte
Ist des Teufels Bild.
Herzensgüte ohne Geistesgröße
Macht den frommen Dümmling.
Aber Geistesgröße mit des Herzens Güte
Ganz in Eins verflößt,
Bildet einen Mann für Erd' und Himmel,
Einen Mann — wie dich!

Franklins Grabschrift.

Hier liegt in Gräberstille
Franklins Hülle
Geist Weiser Patriot
Voll Vaterland und Gott
Er wußte den Strahl der Tyrannen
Wie Blitze des Himmels zu bannen
Und aus gläsernen Glocken
Himmlische Töne zu locken

Wie einem Bräutigam die Braut
Bot ihm Freiheit die Hand
Dann führt' er sie Liebevertraut
In Columbus glückliches Land
Sein Name frei und groß
Flog über den Okeanos
Columbia traurt um Ihn
Europa klagt um Ihn
Der kühne Franke hüllt sich in Flor
Doch Franklins Seele flog empor
Ins Urlicht Geister drangen
In Schaaren herbei
Willkommten ihn und sangen
Wen Gott frei macht
Ist ewig frei.

Zinkenistentrost.

Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Geselle!
Er kömmt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle:
Denn Gott hält oft ein Freudenfest
Mit auserwählten Christen;
Und weil man da Posaunen bläst,
So braucht man Zinkenisten.

Virtuosenglück.

Schlecht ist der Virtuosen Glück
In unsrer Tage Lauf,
'S thät noth sie nähmen einen Strick,
Und hingen all sich auf.

Pfeift einer auch wie Lesbrün pfeift;
Geigt einer Lolli nach;
Greift 's Klavikord wie Eckard greift,
Und komponirt wie Bach:

So hört man lieber Schellenklang,
Schuhu= und Katzenschrey;
Und Gansgigag und Eselsang,
Als Sphärenmelodei.

Das Ohr der meisten Menschen ist
Wie Eselsohr gar groß:
Darum bedenk's, mein frommer Christ,
Und werd kein Virtuos!

Holland.

Alles Land hat Gott gemacht,
Nur Hollands Küste nicht;
Denn die hat, wie er spricht,
Der Niederländer selbst hervorgebracht.

Trax.

Der Dichter.

Blas die Trompete, Zeitungsschreiber!
Trax gab einmal
Für hundert Arme — Männer, Weiber,
Ein stattlich Mittagsmahl.

Der Zeitungsschreiber.

Taratara! Taratara!

Dichter.

Auch warf mit eignen Händen
Der Menschenfreund und Christ
Gewand um manche nackte Lenden. —
Blas die Trompete, Novellist!

Zeitungsschreiber.

Taratara! Taratara!

Dichter.

Trax unterstützet Wittwen, Waisen,
Die ihn mit ihren Thränen preisen;
Sag's laut, o du, der Lüge Sohn,
Du weißt, Trax liebt Trompetenton.

Zeitungsschreiber.

Taratara! Taratara!

Eine Stimme im Himmel.

Nimm hin die Krone, die dort strahlt! —
Trax hat sich selbst mit Wind bezahlt.

Philostorgie.

Ein Hennchen schlang, von Winterfrost gedrungen,
Die Flügel fest um ihre Jungen,
Und wonnevoll erfror das gute Thier;
Denn ihre Brut stack sicher im Gefieder. —
Medeen, Prognen, lernet hier,
Und schaut beschämt zur Erde nieder!

An Minna.

Zum Adler — Minna, wurdest du geboren;
Drum gab dir Gott ätherisches Genie. —
Doch ach! du flogst aus deutschem Mutterhaine,
Trankst aus der Tiber und der Seine,
Und wardst — zum Kolibri.

Toleranz.

Der dicke Franz nahm eine Hur' ins Haus.
Sein Nachbar Melcher sprach:
Ei Franz, jag doch das Mensch hinaus!
Im ganzen Dorf spricht man dir Uebels nach.
Hm, sprach der aufgeklärte Franz,
'S ist dummes Volk, weiß nichts von Toleranz.

Lotterien.

Zum Vizlipuzli sprach einst Satan in der Hölle:
Geh, schwarzgekleideter Geselle,
Verführe Menschen mir, durch eine neue List!
Ich weiß, daß du ein Höllenkraftmann bist.
Der Dämon flog, mit teuflischem Bemühen
Sann er, viel Tausende ins Höllenreich zu ziehen,
Und ihm gelang's — durch Lotterien.

Deutscher Freiheitsgeist.

Der Teufel hol, sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters Hund:
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäuschenstille.

Deutscher Provinzialwerth.

Der Sachs ist fein; der Breme stark;
Das Bayervolk hat Knochenmark.
Oestreicher haben guten Muth,
Genießen viel, verdauen gut.
Der Frank' ist bieder und gerecht,
Der brave Hesse schlecht und recht.

Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt,
Noch viel Cheruskerenkel hat.
Doch übertrifft sie alle weit
Der gute Schwab' an — Herzlichkeit.

Der Lebenssatte.

Ach, was hat man auf der Welt!
Ehre, Güter, Schmaus und Geld,
Und ein jeder Zeitvertreib
Helfen uns nichts,
(Sokrates spricht's)
Hat man erst ein böses Weib!

Böse Weiber ohne Zahl
Gibt's in diesem Jammerthal!
Meins — kann ein Exempel seyn.
Gingen sie doch
Heute noch
Zu dem alten Schwager Hain!

Ach der böse Drache der,
Macht mir Welt und Leben schwer!
Hagel, Donner, Blitz und Sturm
Schrecken zwar sehr;
Aber sie mehr! —
Ach ich armer Mann! ich Wurm!

Länger steh' ich's nimmer aus.
Lieber Furien ins Haus
Als mein Weib — die Schlange hier.
Hole sie ab,
Friedliches Grab; —
Oder nimm mich selbst zu dir!

Der Wanderer und Pegasus.

W. Du, Flügelpferd, wo trabst du her
Mit unbeschlagnen Hufen?

P. Ein Deutscher hat mich übers Meer
Zu sich ins Haus gerufen.

W. Allein in London, Rom, Athen
Hast du viel besser ausgesehn;
Dir muß der Haber fehlen?

P. Mein deutscher Herr hat selbst kein Brod,
Drum läßt er in der Hungersnoth
Mir oft den Haber fehlen.

Der gute Haushalter.

Zum reichen Dauß sprach einst ein weiser Mann:
Herr Nachbar, sieh doch deine Kinder an.
Ein dummer Kerl, der selbst nichts kann,
Gibt ihnen Unterricht;
Und ach! die Armen lernen nicht
Des Bürgers und des Christen Pflicht. —
Kaltsinnig sprach der Nachbar Dauß:
Das Ding — es gibt sich schon, Herr Bruder! —
Wo Teufel steckt der Knecht im Haus?
Und gibt den Ochsen Futter;
Legt frische Streu und striegelt sie! —
Mein' Seel'! mich daurt das arme Vieh!

Neujahrsschilde.

(Ausgehängt im Januar 1775.)

An die stumme Iris.

Hast du mich lieb, mein Kind?
»Hm! Hm!«
So laß dich küssen — nur geschwind!
»Hm! Hm!«
Darf ich im neuen Jahre hoffen?
»Hm! Hm!«
Läßt du für mich die Kammer offen? —
»Hm! Hm!«

An Markolf.

Du unbeschnittner Jude
In deiner Kaufmanns-Bude!
Klagst immer: In der Welt
Fehlt's überall an Geld!
Das glaub' ich wohl! Das Geld muß ewig fehlen,
Wenn's du und deines gleichen stehlen!

An Lips.

Heut ist der erste Januar!
Was wünsch' ich dir zum neuen Jahr?
Ein Mädchen wie Aglaja war,
Mit Berenicens goldnem Haar;
Die werde dein vor dem Altar,
Und bringe dir ein Zwillingspaar,
Wie Kastor und wie Pollux war.

An Crispus.

Herr Crispus, der beraucht von Glück,
Recht große Augen drehet,
Und immer mit dem Falkenblick
Des Nächsten Fehler spähet; —
O werde in dem neuen Jahr
Noch blinder als Tobias war,
Dich heile keine Salbe!
Ein Dichter, den du jüngst geschmäht
Mit priesterlicher Gravität, —
Der werde deine — Schwalbe!

An Mops.

Du küssest mich zum neuen Jahr,
Und sprichst zu mir: du Lieber,
Mein Busen fließt von Wünschen über! —
O falscher Mops! es ist nicht wahr,
Die Freundschaft glänzet nur aus deinen Blicken,
Doch Joabs Dolch blinkt auf dem Rücken.

An Süßling.

Du mit dem schöngekräußten Haare,
Und schön bestrumpften Fuß,
Ich wünsche dir zum neuen Jahre,
Was man dir wünschen muß.
Mit Stutzern pfleg' ich nicht zu scherzen;
Im Ernst, — hier hast du meine Hand, —
Ich wünsche dir — es geht mir recht von Herzen —
Ich wünsche dir — Verstand!

Meinem Freunde Z.

In der vierten Bitte steht
Gar ein herrliches Gebet!
Alles dieses, glaub es mir,
Mein Geliebter! wünsch' ich dir —
Essen, Trinken, Kleider, Schuh,
Aecker, Haus und Hof dazu;
Fromm Gemahl mit Geld und Gut;
Fromme Kinder, frisches Blut;
Oberherren gut und treu,
Fried' und Sicherheit dabei,
Freunde — die dem David gleichen,
Brave Nachbarn, und desgleichen.

An mein Mädchen.

Es ist in Amors weitem Reich
Kein Mädchen dir, o Mädchen! gleich.
Wenn du dies Jahr die Meine wirst,
Bezaubernde Gertrude!
So bin ich größer als ein Fürst,
Und reicher, als ein Jude.

An Herrn Grobian.

Sammle doch in deine Scheuren
Dieses Jahr viel Früchte ein!
Einen Knecht brauchst du zum Dreschen,
Und du kannst der Flegel seyn.

Recipe für einen Bierwirth.

Bruder, komm, ich rathe dir,
Braue hübsches, dünnes Bier.
Wirf, damit's die Gäste dürste,
Handvoll Salz in deine Würste —
Halte eine schöne Magd,
Die den Gästen nichts versagt;
Und für eine kleine Freude,
Schreibe doppelt mit der Kreide!
Halt' auf deinem Vortheil fest,
Du wirst reich! — Probatum est!

Der Kupferstecher nach der Mode.

Ein Kupferstecher stach
Ein Kind in einer Wiege.
Wie schön! die Unschuld sprach
Aus jedem seiner Züge. —
Ein schönes Mädchen sah in Ruh'
Dem schlauen Kupferstecher zu.

Sie spricht — so süß, wie Mädchen sprechen —
Mit Unschuld im Gesicht:
»Ach! können Sie denn nicht
Mir auch ein solches Kindchen stechen?«
Der Künstler lacht, und geht: die Schöne schleicht ihm nach —
Nun weiß ich weiter nicht, was er dem Mädchen stach.

An Ihro Gnaden.

Es kennen Ihro Gnaden
Redouten, Maskeraden,
Die Prüden und Koquetten
An ihren Toiletten.
Sie sprechen mit der Baase
Französisch durch die Nase;
Sie können Deutschland schimpfen,
Vornehm, mit Naserümpfen;
Den Bürger stolz verachten,
Und, die nach Weisheit trachten,
Bestraft Ihr kühner Tadel? —
Mein' Seel'! Sie sind von Adel!

An Mops.

Sey dumm!
Dies wünsch' ich dir zum neuen Jahr!
Warum?
Weil Dummheit in dem alten Jahr
So manches Schöpsen Glück gebar.
Darum
Sey dumm!

An den Verleger Pak.

Verlangst du in der neuen Zeit
Dir Reichthum zu erwerben,
O Pak! so werd' einmal gescheidt,
Sonst mußt du Hungers sterben.
Nur Bücher voll Geschmack und Kraft
Legst du in deinen Laden? —
Wie dumm! Geschmack und Wissenschaft
Lebt nur von Gottes Gnaden.

Da blick auf deine Brüder hin,
Die füllen ihre Börsen —
Mit schalen Uebersetzungen,
Und dummen Kontroversen.

Profit.

Einst niest' ein armer Sünder,
Der auf der Leiter stand —
Und, Profit! sprach der Schinder,
Den Strick in seiner Hand.
Ist nicht — du falscher Freund!
Dein Profit so gemeint?

An Grob.

O wünsche dir, mein lieber Grob!
Doch nie ein Seelenmikroskop.
Ein Brander *) schleif' es noch so fein,
Dein Seelchen würde doch so klein,
Wie eine Mad' im Käse seyn.

An den vornehmen M.

Du bist mit Jupitern verwandt? —
Ei nun! das glaub' ich dir.
Es ist ja allbekannt,
Zeus war mitunter auch ein Stier.

---

*) Ein berühmter Mechanikus in Augsburg.

An Dudeldum.

Ei Dudeldum! so greif
In dein Klavier so steif!
Zwar sind die Finger brav,
Nie fehlt's in der Octav,
Noch in der Quint und Terz;
Nur Eines fehlt — das Herz!

An meinen Freund.

Freund! du willst einen Wunsch! Schon gut!
O sähst du meinen Busen beben!
Er wallt — und jeder Tropfen Blut
Spricht laut: mein Pythias soll leben.

An Tilla.

Hier ist, o liebes Weibchen!
Ein kleiner Wunsch für dich.
Ich wünsche dir, mein Täubchen,
Ein kugelrundes Leibchen,
Und ach! — zum Autor — mich!

Neujahrsseufzer eines Studenten.

O Himmel! höre mein Gebet,
Das aus der Seele zu dir fleht,
Und gib mir in der neuen Zeit
Jerusalems Beredsamkeit;
Die Sprachen aus dem Orient,
Wie sie ein Michaelis kennt;
Latein und Griechisch, weiter nicht,
Wie Heyne und Ernesti spricht;
Französich, Englisch, Wälsch — nur so,
Wie Voltaire, Hume, und Metastasio;

Mach mich zu einem Antiquar,
Wie einstens Winkelmann es war;
Zum Schönen gib mir ein Gesicht,
Wie Mengs und Füeßli, weiter nicht!
Der Weisheit populairen Ton
Gib mir von Kant und Mendelssohn,
Geschichte nur so obenhin,
Wie Gatterer und Häberlin;
Geographie wie Büsching nur,
Und Hallers Kenntniß der Natur.
Musik begehr' ich nicht zuviel,
Nur Bachs und Lollis Saitenspiel;
Und Klopstoks ziemliches Genie,
Zu einem bischen Poesie —
Und endlich — Hm! — zum Zeitvertreib
Wielands Musarion zum Weib!

An Wind.

Wind, der viele Kunden hat,
Schreyet sich vor Eifer matt:
»Schafft Quacksalber aus der Stadt!
Die die Chirurgie,
Physiologie,
Und Anatomie,
Nicht, wie ich, verstehen!«
O! es könnte wohl geschehen.
Aber sagen Sie, Herr Wind!
Weil Sie so im Eifer sind,
Möchten Sie so gütig seyn —
Ei! wie kamen Sie herein?

An Harpax.

Herr Harpax, mit dem finstern Blick!
Viel Geld zum neuen Jahr! viel Glück!
Und diesen — Strick!

Liebe im Kerker.

H— ist der Ort, wo ich gefangen bin.
In Banden wein' ich hier mein Trauerleben hin,
Und immer dennoch bleibt dies unglückvolle Leben
Der Liebe Tyrannei zum Opfer hingegeben.
Gezwungen tugendhaft — weil du nicht bei mir bist,
Fluch' ich der Unschuld oft, die mir beschwerlich ist.
Noch bis zur Wuth verliebt — soll ich die Liebe
zwingen.
Wie schwer, wie grausam ist's, bei meiner — Pein
zu ringen!
Ach, eh' einmal die Ruh' dies arme Herz erquickt,
Eh' die Vernunft einmal die Gluth in mir erstickt:
Wie oft, wie oft werd' ich noch lieben, noch bereuen,
Verlangen, hassen, flehn, verzweifeln, suchen, scheuen!
Mich mir entreißen — ja! — denn dies gebeut
die Pflicht. —
Und Alles will ich thun, nur dich vergessen nicht.

Die goldne Zeit.

Der junge Bauer.

In einem alten Buch, das ich bei'm Pfarrer fand,
Hab' ich einmal gelesen,
Daß ehmals eine Zeit gewesen,
Die man die goldne Zeit genannt.
Da ist das Korn von selbst hervorgekommen,
Die Fische sind im Teich gekocht herumgeschwommen.
Die Bäche waren lauter Wein
Und in der Luft sah man gebratne Tauben fliegen.
O wäre noch die Zeit! denkt, Vater! welch' Vergnügen,
In solcher Welt ein Mensch zu seyn!

Der alte Bauer.

Ja doch! du brächtest viel von diesen Raritäten
Auf deinen Tisch! — Jetzt sind wir nicht in Nöthen;
Dann wären wir gewiß ein gut Theil schlechter dran.
Sprich: wenn der König selbst sein Feld bestellen könnte,
Ob er ein Plätzlein uns zu einem Acker gönnte?
Jagd, Aecker, Fischerei maßt' er gewiß sich an,
Was bliebe dann für uns in diesen goldnen Zeiten?

Der junge Bauer.

Nein, Vater! so müßt ihr's nicht deuten!
Das steht ja nicht im Buch! Ihr irret euch!
Dann wäre gar kein Herr! Wir alle wären —
gleich!

Der alte Bauer.

Noch besser! Alle gleich! — Ei was für
Zank und Streiten,
Und Morden würde nicht entstehn?
Wie oft Gewalt für Recht ergehn? —
Nein! Jetzt kann jeder doch, was er erwirbt, be-
halten,
Hat ruhig sein Stück Brod, das Arbeit ihm versüßt!
Drum geh mit deinem dummen Alter,
Und laß die Welt, so, wie sie ist!

Gellert's Grabschrift.

1770.

Hier liegt — steh Wanderer, und schau!
Die Wahrheit schreibt:
» Der beste Mann für eine Frau —
Und unbeweibt.
» Der beste Vater eines Sohns —
Und ohne Sohn.
» Der Würdigste des größten Lohns —
Und ohne Lohn.
» Der erste Weise seiner Zeit —
Und ohne Rang.
» Es lauschten alle Söhne Teut's,
Wenn Gellert sang.
» Sein Lohn ist dieser schlechte Stein. — —

Der Wandrer geht,
Wünscht alles in der Welt zu seyn,
Nur kein Poet.

Schubart's Leben

zusammengestellt von

Dr. W. E. Weber.

Vorerinnerung.

Als den unglücklichen Schubart der Verrath eines falschen Freundes im Anfange des Jahres 1777. auf den Asberg gebracht hatte, machte einen Theil seiner Unterhaltung die Abfassung seiner Lebensgeschichte aus. Da ihm selbst alle Mittel zum Schreiben entzogen wurden, so dictirte er sie in den Nächten durch eine heimlich in die Kerkerwand gemachte Oeffnung einem nebenan sitzenden Mitgefangenen, dem Herrn von Scheidlin. Die Oeffnung befand sich unter dem Ofen, und Schubart mußte sich zu der Unternehmung in der unbequemsten Lage an den Boden strekken. So viel diese Selbstbiographie auch Spuren der zermalmten Kerkerstimmung an sich trägt, und so wenig sie in aller Hinsicht vollständig und er=

schöpfend genannt werden kann, so schien sie doch, so weit ihr Faden geht, ausschließlich zum Grunde gelegt werden zu müssen: denn Schubart hat in ihr über sich selbst mit einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit geredet, und scheint es als eine Art von Buße für seine sittlichen Verirrungen angesehen zu haben, wenn er sich in diesem Werke vor aller Welt selbst anklagte. Den ersten Theil dieser Arbeit gab Schubart nach seiner Befreiung noch selbst heraus: Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, Stuttgart 1791., mit dem Portrait des Verfassers, und anderen Kupfern. Den zweiten Theil mußte schon aus dem väterlichen Nachlasse der Sohn, Ludwig Schubart, besorgen: er kam im Jahre 1793. heraus; und da derselbe nur bis in das dritte Jahr der Gefangenschaft geht, so fügte genannter Sohn einen Ergänzungsband zu dieser Selbstbiographie: Schubarts Character von seinem Sohne Ludwig Schubart, Erlangen 1798., hinzu, in welchem er mit eben so edler Wärme für den Verewigten, als würdiger und uneigennütziger Wahrheits-

liebe das anziehende und in so vieler Hinsicht lehrreiche Gemälde befriedigend vollendete. Wir werden da, wo der Vater aufhört, dem Sohne folgen, und, um des Characteristischen willen, wo es, ohne der wünschenswürdigen Kürze Eintrag zu thun, geschehen kann, beide mit ihren eigenen Worten reden lassen. Endlich sind einige Data, die wir der gütigen Mittheilung des Herrn Albert Weyermann, Pfarrers zu Würtingen im Königreiche Würtemberg, verdanken, an ihrer Stelle benutzt worden.

Christian Friedrich Daniel Schubart war geboren zu Obersontheim in der Schwäbischen Grafschaft Limpurg am sechs und zwanzigsten März des Jahres 1739. Sein Vater Johann Jacob, ein Enkel des Theologen Andreas Christoph Schubart, der unter dem großen Churfürsten Superintendent des Herzogthums Magdeburg gewesen, war geboren zu Altorf bei Nürnberg, und bekleidete

damals die Stelle eines Cantors, Präceptors und Pfarrvicars zu Obersontheim. Die Mutter, Helena, war die älteste Tochter des Forstmeisters Hörner zu Sulzbach am Kocher, eine einfache, würdige Frau; sie überlebte den Sohn um mehrere Jahre.

Schubart kam als Säugling im Jahre 1740. nach Aalem, einem Würtembergischen, damals reichsfreien Städtchen, wohin sein Vater als Präceptor und Musikdirector berufen wurde, im Jahre 1744. aber das Diaconat erhielt. *) Ihn schildert Schubart als einen kernhaften, ehrenfesten und talentvol-

*) „In Aalem,“ sagt Schubart von sich selbst, „einer Stadt, die verkannt wie die redliche Einfalt schon viele Jahrhunderte im Kocherthale genügsame Bürger nährt; Bürger von altdeutscher Sitte, bieder, geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslands, trotzige Vertheidiger ihres Kittels, ihrer Misthaufen und ihrer donnernden Mundart, bekam ich die ersten Eindrücke, die hernach durch alle folgenden Veränderungen meines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten.“ Die Derbheit dieser Schilderung würde den jetzigen Verhältnissen in Schubarts Heimath nicht mehr entsprechen; den Reichsbürger hat er allerdings in seinem Leben nie verläugnet: nur zeigte er diesen ehrenwerthen politischen Character zu wenig im Bunde mit Vorsicht und Gesetztheit.

len Mann, dem nur die Beschränktheit seiner häuslichen Verhältnisse die Hände band, um dem Genusse des Schönen, das er im vollen Sinne zu würdigen verstanden, ganz zu leben. Sein Enthusiasmus für die Tonkunst blieb indeß die einzige Mitgift, welche unverkümmert auf Christian Schubart überging. Den christlichen Sinn und ehrbaren Wandel seiner Aeltern, ihre häusliche Ordnung, ihre Liebe zur Reinlichkeit und zur Stille eines genügsamen Bürgerlebens eignete er sich nicht an. Denn in ihm machte ein überwiegend sinnliches Temperament von frühster Zeit an seine Rechte geltend; erschloß zwar sein Gemüth für die Schönheit der Natur, erfüllte ihn aber auch mit schwärmerischen, schrankenlosen Gefühlen und unsteten Phantasieen, die er durch ungeregelte Lectüre nährte, und, als ihn des Vaters Wunsch, ihn für classisches Studium vorbereiten zu lassen, bald aus der häuslichen Aufsicht geführt hatte, zu Beherrscherinnen seines Jugendlebens werden ließ.

Im Jahre 1753. nämlich wurde Schubart nach Nördlingen geschickt, um unter Aufsicht des wackeren

Rectors Thilo das dortige Lyceum zu besuchen. Seine Fortschritte im Griechischen und Lateinischen waren den glücklichen Fähigkeiten des Knaben, wie der guten Einrichtung der Lehranstalt angemessen. Dabei wurde das Studium der vaterländischen Litteratur nicht verabsäumt, indem Thilo von seinen schulmännischen Zeitgenossen die ehrenvolle Ausnahme machte, gegen die wenigen bedeutenden Geister, welche damals der deutschen Muse Achtung zu verschaffen suchten, nicht gleichgültig zu seyn. Klopstock riß schon damals unseren Schubart zu Begeisterung hin: aber die Kraft der Dichtkunst wirkte nur anregend auf seinen Geist; die Gemüthsgaben wilderten ohne Pflege und Bildung dahin. Da er bald Niemanden in der Schule sah, den er durch seine Leistungen nicht übertroffen hätte *); so bevestigte sich die Eitelkeit und mit ihr der Wahn, er habe wenig

---

*) Einen Jüngling, Donauer aus Graubündten, rühmt er als den Einzigen, dessen Genie aller anderen und auch seine Nacheiferung niedergeblitzt habe. Ihm hat er in dem Denkmal in Wingolfs Halle eine Thräne des Andenkens gewidmet.

mehr für seine Ausbildung zu thun übrig, in ungebührlicher Maaße; und der Umgang mit einigen liederlichen Fiedlern, wie er sich ausdrückt, die er aufsuchte, weil er für seine musikalischen Beschäftigungen sonst keine Wetteifernden fand, konnte natürlich der schlimmsten Einwirkung auf seine Sitten nicht verfehlen. Diese Unvorsichtigkeit in der Wahl seiner Gesellschafter ist Schubart durch das ganze Leben geblieben: aber sie selbst war eine Frucht seines unmännlichen Characters, nicht dieser eine Frucht seiner schlechten Gesellschaft.

Schon im achten Jahre hatte Schubart seinen Vater auf dem Clavier überholt, sang mit Gefühl, spielte die Violine, unterwies seine Brüder in der Musik, und setzte im neunten und zehnten Jahre Galanterie- und Kirchenstücke auf. Diese frühzeitige Fertigkeit war dabei nicht das Resultat fleißiger Unterweisung, sondern des frei aufsprießenden Genies: in Nördlingen brachte er auf dem glücklich betretenen Wege ebenfalls nur selbst sich weiter, setzte Sonaten und fugirte Chorale. Die Musik hielt damals noch in Deutschland den alten, ernsten, religiösen Charac-

ter vest, und in dieser Weise auch waren Schubarts Gaben für diese Kunst entfaltet; er ist dem taktvesten, kraftvollen, männlichen Tone vernehmlich hold geblieben, und konnte in seinem Vaterlande als eine vorzügliche Stütze der besseren Methode gelten.

Neben der Tonkunst wucherte sein poetisches Talent in freiem Ergusse ebenfalls schon seit jener frühen Zeit; eine Nänie in poetischer Prosa auf das Erdbeben von Lissabon 1755. ließ man sogar drukken; indeß war seine Muse freilich noch ganz uncorrect (ein Fehler, der ihr bis zu einem gewissen Grade immer geblieben ist), und in dieser pathetischen Gattung frostig bei großem Schwulst. Weit glücklicher traf er den Volkston: einige seiner besten Volkslieder und Schwänke, wie das drollige: Als einst ein Schneider wandern sollt', sind noch aus der Nördlinger Schulzeit; wie denn ein sehr lebendiger Sinn für das Volksleben und das Geschick, mit den unteren Classen der Gesellschaft zu verkehren, und sich unter ihnen behaglich zu fühlen, sein besonderes Eigenthum war und blieb.

Von Nördlingen hinweg schickte der Vater seinen Christian im Jahre 1756. nach Nürnberg, für welches ersterer eine ungestüme Vorliebe hegte. Er kam, weil die Sebalder Schule gedrängt voll war, in die zum heiligen Geist; der Rector Gahn hatte zwar nicht Thilo's Geist und Gelehrsamkeit, war aber ein brauchbarer Schulmann und guter Pädagog. Für einen Verehrer der Tonkunst war Nürnberg ein gesegneter Boden: in den Kirchen spielten Schüler von Sebastian Bach die Orgel; Schubart ward ihnen ein willkommener Zögling und Gehülfe; er erhielt bald selbst eine Stelle als Frühmesser und Organist, nahm und gab Unterricht, hatte mit dem Zuschusse von seinen Aeltern ein reichliches Auskommen, genoß der vollkommensten Gesundheit, der Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten und Mitschüler, bekam öffentliche Prämien an kostbaren Büchern, und das Schicksal schien ihn zu bleibendem Aufenthalt in dieser seiner eigentlichen Heimathstadt einzuladen. Die Dichtkunst verschaffte ihm unter Hans Sachsens Landsleuten viele Gönner; er erklärte seinen Genossen die

Messiade und wußte sie mit seiner Bewunderung des ersten der damaligen Dichter Germaniens zu erfüllen.

Schubart war zu Nürnberg eingetroffen in derselben Woche, da der siebenjährige Krieg ausbrach; die bewegte Zeit brachte auch Leben in Nürnbergs Handel, und obschon die Wetterwolken sich sogar bis zum Gebiete der Stadt zogen, hatte selbst dieses Bedrohliche, Bängliche etwas bedeutsam Anregendes und für ein junges Gemüth gleichsam Zauberisches. Die Eindrücke dieser Zeit prägten sich tief in Schubarts Seele; seine Begeisterung für Friedrich den Großen nahm damals ihren Anfang; seine Augen wurden auf politische Dinge gelenkt, und sein Urtheil für dieselben geformt. Als der Preußische General Majer im Jahre 1757. mit einem fliegenden Corps Nürnberg neckte, lag Schubart beständig an seinem Dachladen, und sah dem Fluge der Preußischen Husaren vor dem Thore zu. Aber die Lieder, die er dem alten Fritz und seinen Schaaren sang, zogen ihm von einem Salzburgischen Soldaten, dessen Landsleute von der Reichsarmee in der Stadt lagen, einen mörderischen Anfall zu, aus dem ihn jedoch die Hand-

vestigkeit eines der berühmten Nürnberger Faustschläger, unter dem Namen der Rusigen *) bekannt, glücklich befreite. Schade, daß diese fliegenden Blättchen verstäubt sind: bei der Stärke Schubarts in dieser Gattung möchten sie leicht die über ihr Verdienst erhobenen Gesänge des Grenadiers überboten haben.

Trotz einer Liebe, die ihn damals zuerst, leider am stärksten von der sinnlichen Seite, faßte, und zuerst ihn veranlaßte, sich eine sehr bequeme Theorie über den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte zu bilden, trotz vieler Theilnahme und Freundschaft bei Jung und Alt, trotz so mancher erfreulichen und bildenden Kunstgenüsse hielt es Schubart nicht lange in Nürnberg aus. Bei seiner zum Lockeren hinneigenden Lebensweise gab ihm der biedere und gesetzte Character des reichsstädtischen Daseyns zu wenig Befriedigung, und er drang in seine Aeltern, ihn auf eine Universi-

*) Ein Rest der altdeutschen bürgerlichen Ringer und Turnkünstler, die in vielen Städten privilegirte Gesellschaften, wie die unserer bürgerlichen Schützencompagnien, bildeten. Den Namen haben sie ohne Zweifel von Theilnehmern aus dem Schmiedehandwerk.

tät zu entlassen. Nach einem Besuche in Aalem ward er auch wirklich, im Herbst 1758., für die Reise nach Jena versehen, blieb aber unterwegs in Erlangen hangen, und ließ sich durch eine lustige Studentengesellschaft um so leichter zum Verfolge seiner Studien unter ihnen bereden, als Thüringen Schauplatz des Krieges und die Reise nach dem Norden mit Gefahr verbunden war. Erlangen war in jenen Tagen ein Sammelplatz von Studierenden aus allen Gauen von Deutschland, nicht wegen der Güte akademischer Einrichtungen, die damals in ziemlicher Unvollkommenheit bestanden, sondern weil der Krieg den Aufenthalt an anderen Musensitzen unsicher machte. Hier war ich, sagt Schubart, in meinem Elemente: frei, ungebunden durchstreifte ich, ein tobender Wildfang, Hörsäle, Wirthshäuser, Concertsäle, Saufgelage; studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum.

Anfangs indeß war Schubart sehr beflissen, seine Kenntnisse in den Wissenschaften zu mehren. Die Philosophie zog ihn besonders an, und er fand den Vortrag des dortigen Philosophen Succov über

Logik, Metaphysik und Moral gehaltvoll und überzeugend. Desto weniger jedoch wußten ihn die Theologen zu fesseln; zwar ihre Polemik gegen das Pabstthum füllte seine Seele mit streitbarem Eifer, aber ihre dürre Dogmatik fand auf dem ohnehin schon wüsten, der Weltlust anheim gefallenen Boden keine empfängliche Stätte, und der Candidat der Gottesgelahrtheit, welcher als Prediger der christlichen Religion die Canzel zu besteigen gedachte, öffnete in dem Wahne, die Religion sey wirklich eins mit der kahlen Theologie der Katheder, schon damals sein Herz der religiösen Frivolität, die ihn in den Tagen des Taumels zum Religionsspötter und zum Verächter des Christenthums machte.

Die Dichtkunst und die Musik, so gute Fortschritte er in ihnen machte, hatten nicht so viel Gewalt über seine Seele, um ihn auf einem anderen Wege für das Edele zu gewinnen. Er betrachtete sie als Dienerinnen der Sinnlichkeit, als die Stützen sich Geld und einen Namen zu machen, und so konnten sie freilich nur unvollkommene Bildungsmittel bleiben. Schulden brachten ihn ins Carcer, in

dem seine Gläubiger ihm selbst kein Bett ließen. Ein Erlanger Bürger, der für einen Herrnhuther galt, von Schubart kaum flüchtig gekannt, schickte ihm ein Bett, und versah ihn mit den nöthigsten Bedürfnissen. Als Schubart nach seiner Befreiung zu ihm eilte, klopfte ihm der redliche Menschenfreund auf die Schulter und sagte, indem er auf die offen aufgeschlagenen Predigten eines damals geschätzten Asceten wies: Herr Schubart, Sie sind krank, und dieser Mann könnte Sie curiren! Aber weder solche redlich gemeinte Warnungen, noch eine tödliche Krankheit, die er kurz darauf zu bestehen hatte, vermochten für jetzt seinen Leichtsinn zur Besinnung zu bringen. Die Eitelkeit, sagt er selbst bei einer ähnlichen Gelegenheit von sich, hatte mich einmal in ihrem bunten Cirkel, und ich sollte den Thoren so lange mitmachen, bis ich, von Gott ergriffen, im Kerker die höhere Weisheit lernen würde.

Schubarts Aeltern, welche die Last der Ausgaben für seine Studien und Verirrungen nicht mehr zu tragen vermochten, riefen ihn zurück. »Ich kam nach Aalem, sagt er, mit einem brausenden Stu-

denkenkopfe, einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer, und einem beinah ganz verwüsteten Herzen. Marder und Geier, Feldteufel und Kobold liefen nach des großen Sehers Zeichnung in mir, wie unter Babels Ruinen durcheinander. Ich empfand zwar einige Beängstigungen des wiederkehrenden verlornen Sohnes; der Anblick meines Vaters durchschnitt mir das Herz, der eben von einer schweren Krankheit aufgestanden war: aber das Mitleiden meiner Mutter über meine blasse hagre Gestalt — denn meine Gesundheit hatte durch Ausschweifungen sehr gelitten, und ich habe mich seitdem niemals gänzlich erholen können — kam der Bestrafung meines Vaters und meinen Beängstigungen zuvor. Mein Vater war zufrieden, daß ich predigen konnte, ziemlich fertig Latein sprach, und kühn und verwegen über die Revolutionen in der Weltweisheit zu raisonniren wußte. Etliche neue Sonaten, die ich mit Ausdruck und Fertigkeit auf dem Claviere spielte, erwarben mir wieder seine volle Gunst. Meine Predigten — Cramer war damals mein einziges Muster — gefielen allgemein. Ich hatte wirklich An-

lage zum geistlichen Redner; — Feuer, Ton, Stellung, und eine in meiner Gegend damals äußerst seltene Fertigkeit in der ausgebildetern deutschen Sprache, weil ich in dasigen Gegenden der erste war, der Aesthetik studirt hatte. Auch die Poesie half mir, meinen Beifall zu vermehren. Hätte ich Fleiß und Salbung gehabt, so würde ich es in der Canzelberedsamkeit sehr weit gebracht haben. Aber ich zerstreute mich in zu viel Nebendinge, studirte die Bibel zu wenig, predigte auf die Letzt meist aus dem Stegreife, und wurde statt eines kraftvollen Canzelredners ein süßer Schwätzer, der zwar die Einbildungskraft seiner Zuhörer zu erschüttern wußte, aber niemals bleibende Ueberzeugung zurückließ. Und wie konnt' es wohl anders seyn! Ich sprach von Dingen, die ich selbst nicht empfand, nicht in ihrem weiten Umfange einsah; und wenn ich auch etwas Gutes sagte, so war ich blos Sprachrohr, durch welches der Wächter dem an der fernen Klippe schwindelnden Wandrer ein Warnungswort zuruft — das Sprachrohr bleibt nach diesem kalt und todt, sobald es der Odem des Sprechers nicht mehr beseelt.«

Mit bleibenderem Erfolge widmete sich Schubart seinen musikalischen Studien, bildete eine Stadtmusik für die Gemeinde Aalem, übte sich auf Orgel und Clavier nach den klassischen Stücken von Sebastian und Emanuel Bach, nicht jedoch, ohne dem Opern-style Jomellis, des gefeierten Kapellmeisters an Herzog Carls Theater zu Stuttgart, auf seinen Geschmack für die ernstere Tonkunst Einfluß zu gestatten; und zeigte sich in Phantasieen voll feuriger Erfindungskraft, ungemeiner Fertigkeit und entschiedener Anlage zu einem großen Organisten. »Ich konnte mich so ins Feuer spielen, sagt er von sich, daß Alles um mich schwand, und ich nur noch in den Tönen lebte, die meine Einbildungskraft schuf. Bei aller Geschwindigkeit hatte ich doch volle Deutlichkeit — eine Eigenschaft, die so vielen Spielern mangelt. Zufrieden, wenn ihnen ein Todensprung gelingt, kümmern sie sich nicht, ob der Hörer auch verstehe, was sie haben wollen. Jedes Stück muß ein Ganzes bilden; seinen eignen Character haben, nicht flekkig von Capricen seyn, und rund und deutlich vorgetragen werden. Geschwindigkeit thut zwar mei-

stens der Anmuth Abbruch; dennoch aber suchte ich letztere durch treue Nachahmung unsrer herzerhebenden Nationallieder mir immer mehr zu eigen zu machen, bis der welsche Gesang in wollüstigen Tönen mich umfloß, und meiner Spielart zwar mehr von der Süßigkeit des Modegeschmacks gab, aber zugleich die Faust schwächte, und indem ich manierirter spielte, manche Eigenthümlichkeit verwischte.«

Das geringe Einkommen seines Vaters veranlaßte Schubart, eine Unterkunft für sich selbst zu suchen, und er trat als Privatlehrer in das Haus eines benachbarten thätigen und spekulativen Oeconomen, Bletzinger zu Königsbronn.*) Zum Hausleh-

*) Schubarts Vorgänger in dieser Station war ein gewisser Brechter gewesen. Diesen hatte Bletzinger aus dem dürftigen Zustande eines Hanswursten bei einem herumziehenden Marktschreyer gerissen, und studiren lassen. Als er hernach zu Biberach Diaconus werden sollte und eben seine Probepredigt that: so mußte es sich fügen, daß der obgedachte Marktschreyer mit seinem Wirthe in die Kirche ging. „Warum weinen Sie?" fragte der Wirth den unter der Predigt schluchzenden Wundarzt. „Ach!" erwiederte er, „der Herr da war ehmals mein Hanswurst; o, so einen bekomme ich mein Lebtag nicht wie-

rer indeß fehlte ihm eben so sehr der innere Beruf, als die äußere Befähigung, und er thut hinterher in seiner naiven Weise das wahre Geständniß, daß unter allen Erziehern derjenige, er mag so gelehrt seyn als er will, der schlimmste ist, der selbst keine Erziehung genossen. Dieß war allerdings mit Schubart der Fall: daher spielte er seine Rolle zu Königsbronn nur mittelmäßig, desto besser aber die eines launigen und geweckten Gesellschafters, eines überall bei der Hand stehenden Virtuosen, trieb sich eben so oft bei den benachbarten Predigern als unter den Offizieren des Bouwinghausischen Husarenregiments, das im Heidenheimer Amte lag, umher, ertheilte Musikunterricht und predigte. Da es ihm an Rednergabe nicht mangelte und er leicht auffaßte, was das Volk liebt und bedarf, so gefiel er; auch fühlte

der." Dieser ärgerliche Zufall brachte den guten Brechter um den Dienst, bis er bald darauf nach Schweiggern kam, wo man minder scrupulös war, und durch sein edles, mustermäßiges Leben zeigte, wie man Jugendfehler verbessern soll. Schubart lernte ihn als den Freund Stadions, Wielands und der nachmaligen Frau La Roche kennen. Er starb frühzeitig.

er selbst um diese Zeit Regungen der Andacht und erbaute, indem er Andere zu erbauen bemüht war, sich selbst. Nur hatten diese Stimmungen keinen Bestand, und sein Leben kam allzuoft in grellen Gegensatz mit seinen Lehren, als daß seine geistliche Wirksamkeit auf die Länge hätte wohlthätig bleiben können. Merkwürdig ist dabei seine eigene Aussage, daß die frommen Anwandlungen sich vorzüglich von einer hektischen Disposition hergeschrieben, zu der die Ausschweifungen seinen Körper gebracht: wie auch später erst die Kerkerluft Schubarts Seele zur Einkehr in sich selbst gedrängt hat, so daß dann freilich seine Religiosität eine krankhafte Weichheit und ein phantastisches Colorit annehmen mußte.

Bald überließ Schubart einem seiner Brüder, der sich ganz dem Unterrichte der Jugend gewidmet hatte *), seine bisherige Stelle, um allein in Aalem und in den angrenzenden Dörfern den Geistlichen im

*) Dieser Bruder, Jacob Schubart, welcher kurz darauf starb, war durch eine sonderbare Schickung Gatte von Schubarts Geliebten Katharina NN. in Aalem geworden.

Predigen beizustehn. Der Prediger Schülen in Lauterburg, der neben seinem Berufe die Astronomie mit Eifer trieb, und Schubarts Schwager Bökh, damals Rector in Eßlingen, später Archidiaconus in Nördlingen, wirkten in einzelnen Stunden glücklicher Sammlung wohlthätig auf sein tobendes Innere; er ward dahin gebracht, einen Ruf als Substitut des Präceptors und Organisten in Geißlingen, einem Ulmischen Städtchen, anzunehmen (1762.), obgleich die Stelle unter solchen Verhältnissen nur sehr wenig eintrug, und die pädagogische Laufbahn ihm bereits Einmal mißlungen war. Ueber hundert Schüler, sagt er, roh und wild, wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden. Ich erschrak mehr über das Unangenehme meines Amtes, als über die Schwere meiner Pflicht. Indeß stand ihm sein Schwager Bökh mit treuem Rathe bei, und der Ulmische Obervogt, ein Herr von Baldinger, unterstützte seinen guten Willen auf das thätigste; so daß es ihm wirklich gelang, manche Schüler zu liefern, die wenigstens von Seiten der Sprachkenntniß (Lateinisch und Griechisch hatte Schubart zu

treiben, um für das Ulmer Gymnasium vorzubereiten) und der Realien nicht ohne Geschicklichkeit blieben. Dem städtischen Musikchore hauchte er, nach seiner Weise, ein neues Leben ein; und trotz seiner beschränkten Zeit (er hatte täglich neun Stunden Unterricht zu geben) predigte er noch öfters im Städtchen und den Dörfern, vertrat sogar zwei Jahre lang die Stelle des kranken Pfarrers zu Kuchen, und las mit einem bisher ungewohnten Heißhunger nicht nur Alles, was in sein Fach einschlug, sondern alte und neue Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Redner, ohne System und Ordnung durcheinander. Die Bibliotheken des Herrn von Baldinger und des Stadtpfarrers Abelen lieferten für diese Lesewuth das Material.

Bei einem so leidenschaftlichen und unruhigen Treiben indeß konnte abermals wenig Erquickliches herauskommen. Er erwarb sich ein Aggregat vielseitiger Notizen, einen Schwarm von Ideen und Grillen aller Art, die ihm späterhin für das augenblickliche Bedürfniß seiner politischen Schriftstellerei, da er ein äußerst glückliches Gedächtniß hatte, zu einem

sehr brauchbaren Magazine dienten; aber der eigentliche Werth wissenschaftlicher Lectüre, die beruhigende, bildende, veredelnde Kraft derselben, konnte sich unter solchen Umständen nur unvollkommen bewähren. Daher waren auch die Früchte dieser Studien verhältnißmäßig nur unbedeutend: einige poetische Versuche, hauptsächlich die im Jahre 1767. besonders herausgegebenen Todesgesänge, zu denen ihn eine das Jahr vorher bestandene schwere Krankheit und seine häufigen Parentationen auf Kirchhöfen veranlaßt hatten, die Zaubereien, eine unglückliche Nachahmung Ovid's und ein schwarzes Denkmahl eines verdorbenen, mit seinem Zustande unzufriedenen Herzens, wie er sie nennt, beide Productionen jetzt beinahe vergessen *), einzelne prosaische Aufsätze in Wochenschriften. Dennoch verschafften ihm diese

*) Von den Todesgesängen, denen er Einfalt und Salbung abspricht, hat er nur Weniges in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Aus den Zaubereien steht Einzelnes in der vom jungen Schubart besorgten Züricher Sammlung von Schubarts Schriften. Siehe das unten folgende Verzeichniß der Schubartischen Arbeiten.

Arbeiten manche Bekanntschaft. Die Zaubereien hatte er Wielanden gewidmet, der nach seiner feinen und humanen Weise sie ihm verwies, und eine Zeitlang in Briefwechsel blieb, auch den Wunsch äußerte, Schubart in seine Nähe zu ziehen. In Geißlingen wirkte der Umgang mit der dort sehr romantischen Natur unter mächtigen Felsen, Forsten und Ritterschlössern belebend und wohlthätig: weniger mochte es der mit einem durch eigene Schuld zu Grunde gegangenen Maler Schneider, dessen Talente für die Kunst durch unmäßige Sittenlosigkeit gelähmt worden. Schubart giebt seinem guten Herzen das schöne Zeugniß, daß er seine arme Mutter und all die Seinen bis in den Tod genährt und barmherzig gewesen gegen die Nothleidenden; dann fügt er hinzu: er war, wenn er nicht betrunken war, der angenehmste, witzigste und lehrreichste Gesellschafter, und starb oder verweste vielmehr an den Folgen seiner Ausschweifungen noch bei lebendem Leibe mit Gellerts Moral in der Hand, nachdem er mit schwachem Odem geseufzt: So sollte ich gelebt haben!

Zu Anfange des Jahres 1764. verheirathete sich Schubart mit Helene Bühler, Tochter des Oberzollers zu Geißlingen. Vater und Tochter waren höchst rechtschaffene, biedere Seelen, die den tausendfältigen Kummer, den ihnen Schubart verursachte, mit seltener Resignation und Ausdauer getragen haben. Zwar bediente sich der Schwiegervater mit Recht seines Ansehens, wo das unglückliche Weib durch die Unvorsichtigkeiten des Gatten zu leiden hatte, und nahm sie entrüstet zu sich, als er in der Ungeduld seines Sinnes von Ort zu Ort wanderte, ohne eine bleibende Stätte zu behaupten: stets aber waren beide willfährig zur Versöhnung, wenn er reumüthig sich zu ihrer Liebe wandte, und er hatte nach zehnjähriger Kerkerqual auf dem Asperge den Trost, unter der Pflege der treuen Helene seine Tage zu enden. »Sie ist ein Weib, sind Schubarts Worte, die er im Kerker über sie ausspricht, gerades und einfältiges Herzens, zur Demuth und Niedrigkeit gewöhnt, häuslich, geschickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; sie liebt nach Grundsätzen, und nicht nach

vorüberrauschenden sinnlichen Eindrücken; daher hat ihre Liebe Dauer, und immer gleiche Wärme, sie hatte nie die leichten und blitzschnellen Reitze der Buhlerin, aber die tiefer liegende Anmuth des treuen Weibes, und der zärtlichen Mutter; sie empfand gleichsam mit dem Verstande, der bei ihr ungemein richtig, scharfblickend, und die beständige Leuchte ihres Lebens war; ihre Leidenschaften lagen tief versteckt, wie angefesselt vom Verstande; wenn sie sich aber zeigten, und an den Fesseln zerrten, so waren sie heftiger, als bei mir selbst, und sie konnte sich durch nichts, als durchs Gebet helfen. Ihr Herz war immer zum allgemeinen Wohlwollen gestimmt, dem Mitleiden geöffnet, Bruder- und Schwester-Liebe ausgiessend, stark, den Anblick des Elendes auszuhalten, der ihre Lieben traf, und zu einer Mütterlichkeit gebildet, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Glück ihrer Kinder aufzuopfern. Sie war ihrer vaterländischen Religion einfältig zugethan, liebte die gemeinen redlichen Leute mehr, als die in Weltglanz gekleideten, nach Rang und Ansehen schnappenden Menschen — dabei war sie doch eine Fein-

din aller Niederträchtigkeit. Eine schwarze Wassersuppe, selbstverdient, und im Kreise ihres Mannes und ihrer Kinder gegessen, war ihr lieber als die Ehre, an der fetten Tafel eines reichen Wollüstlings zu schmarotzen, und Gift mit seinen süßen Weinen einzuschlürfen. Stille, häusliche Seligkeit, ruhiger Besitz eines kleinen, rechtmäßig erworbenen Eigenthums, zuweilen ein goldner Zirkel von ihren Verwandten und Freundinnen um sie her; ihre Kinder versorgt und glücklich zu wissen, und einst mit Gott versöhnt, und des ewigen Wiedersehens gewiß, in den Armen ihres Mannes sterben, das war alles, was sie sich wünschte; alles Uebrige war ihrer genügsamen Seele Ueberfluß und Greuel *).«

---

*) Schubarts Gattin ist am 25. Januar 1819. im sechs und siebenzigsten Jahre, acht und zwanzig Jahre nach ihrem Manne, in Stuttgard verstorben. Sie hatte alle ihre Lieben begraben. Von fünf Kindern, der Frucht ihrer Ehe, waren zwei Söhne und eine Tochter frühzeitig dem Vater vorangegangen; die überlebenden waren Ludwig Albrecht Schubart, unter allen Kindern der älteste, geb. am 17. Februar 1766., ward im Jahre 1787. Secretair im Cabinette des großen Grafen Herzberg zu Berlin, im Jahre 1789. Königlich Preußischer Lega-

Immer enger und unbehaglicher fühlte sich Schubart in seiner Sphäre zu Geißlingen; weder die Thränen seines liebenden Weibes noch die warnende Stimme ihres Vaters vermochten seine durch innere Zerrüttung, religiöse Zweifel, Freigeisterei, die er nach damaliger Sitte für den Stempel eines starken Geistes hielt, vor allem wohl durch das Bewußtseyn nicht an seiner Stelle zu seyn, getrübte und mit sich selbst entzweite Seele zur Genügsamkeit und Geduld zu bewegen. Eine Reise von Eßlingen aus mit Bökh nach Ludwigsburg, um am Geburtstage des Herzogs Metastasios Oper Faetonte mit Jomelli's Musik aufführen zu hören, vollendete den Wider-

---

tionssecretair beim Fränkischen Kreise, begab sich aber im Jahre 1792. mit Pension und dem Character als Legationsrath von Nürnberg nach Stuttgard, wo er seine Muße den Wissenschaften widmete und als Frucht derselben unter andern den gemüthvollen Nachtrag zur Biographie seines Vaters herausgab. Er starb zu Stuttgard am 27. December 1811. Die Tochter Julie war an den Herzoglich Würtembergischen Kammermusikus Kaufmann verheirathet, und starb als Herzogliche Hofsängerin und Schauspielerin in Stuttgard am 17. März 1801. im drei und dreißigsten Jahre.

willen gegen seinen stillen Schulmannsberuf. Das Würtembergische Hoftheater glänzte damals in einer für Deutschland ungewöhnlichen Glorie, und die Talente eines Jomelli, welcher dem Orchester vorstand, wie der Sänger und Sängerinnen Aprili, Bonanni, Cesari, sammt einer ungewöhnlichen Zahl ausgezeichneter Instrumentalvirtuosen gaben seinen Leistungen einen entschiedenen Werth. Wie aus einem Zauberschlosse gerissen fühlte sich Schubart in seinem Schulstaube zu Geißlingen, zumal da er demselben die Abnahme seiner Gesundheit zuschreiben zu müssen glaubte; er ließ alle Aussicht auf Beförderungen, die ihm der Fürstbischof von Ellwang aus dem Hause Fugger, dem er sich bereits früher empfohlen hatte, gelegentlich angedeihen ließ, hinter sich, und erwarb durch die angestrengte Bemühung seines Freundes, Professors Haug *) in Ludwigsburg, die Stelle eines dasigen Organisten und Directors der Stadtmusik, abermals indeß als Substitut eines alten

*) Der Vater des jetzt lebenden Epigrammatisten, Hofraths Haug in Stuttgard?

Mannes, so daß sich sein amtliches Einkommen nicht über 700. Gulden belief.

Der Abschied von Geißlingen war von traurigen Anzeichen begleitet: bei Schubarts bekanntem Leichtsinne wollte Niemand seinem Fortkommen in einer Stadt Zutrauen schenken, wo damals durch einen glänzenden Hof und die Versammlung zahlreicher üppig lebender Virtuosen Verführung aller Art sein wartete; eine ungezügelte Zunge hatte ihm schon in den bisherigen Verhältnissen vielen Verdruß zugezogen: wo hätte er die Klugheit hernehmen sollen, um auf dem glatten Boden der Hofnähe ohne Straucheln aufzutreten? Daher ließen ihn die Seinen nur unwillig ziehen, der alte Schwiegervater untersagte der Tochter zu folgen, Schubarts Bruder kam zu ihm und sagte: Dich habe ich verloren! O daß ich nicht Abbadonnas Klage weinen müsse:

Abdiel, mein Bruder, ist mir auf ewig gestorben!

Ihn selbst schreckten ängstliche Träume: er fand sich in einer Wüste, von Scheusalen umtobt: seinen Pfad hüllte Nacht; plötzlich zeigte ihm ein Blitz die

Schrecken seiner Lage; er schrie, eine starke Hand griff nach ihm und stellte ihn auf einen ganz mit Asche bedeckten Berg: durch die Asche mußte er zu einem Thurme waten, wo ihn ein Heer Gestalten in schwarzen Kutten hohnneckend bewillkommte und mit den großen Någeln ihrer Finger zerfleischte *). Weib und Kinder hatten ihn bereits verlassen und sich in das Haus der Großåltern begeben; er hielt sich bei einem Geißlinger Bürger auf, und dachte sich ohne Abschied wegzustehlen. Aber die Nacht vor seiner Abreise kam seine Gattin vor sein Bette, umklammerte ihn mit lautem Schluchzen, und konnte

*) Acht Jahre darauf meinte Schubart in dem Asberge (Ascheberg) und dessen Kerkerthurme den Berg seines Traumes wieder zu erkennen; die Gestalten in Kutten schienen ihm die Mönche, deren Verfolgungsgeist ihn in den Thurm gebracht. Ein Unbefangener kann in dem Allen nur die Wahngebilde einer erhitzten Phantasie erkennen. Wer so ohne Stetigkeit und Ruhe sich rastlos in den Genüssen der Sinne abtobt, dann wieder in den Zerknirschungen finsterer Ascetik sich abtödet, bei dem kommt Wachen und Träumen aus seiner natürlichen Stelle. Uebergangen aber durfte dieser Traumglaube Schubarts um so weniger werden, da er zur Characteristik seiner krankhaft überspannten Ansichten gehört.

vor Schmerz nicht reden, weil sie glaubte, ihm den ewigen Abschiedskuß geben zu müssen. Den anderen Morgen kam sie in seine Wohnung, fiel vor ihm auf die Kniee nieder, und bat mit aufgehobenen Händen: O Mann, ich bitte dich, werde ein Christ!

So fuhr Schubart, unter tausend Thränen, durch die langen Reihen seiner Schüler hindurch, von vielen beschenkt, von allen mit Segenswünschen begleitet, mit schwerem Herzen im Herbst des Jahres 1768. nach Ludwigsburg ab. Sein liebendes Weib schrieb ihm bald, sie mit den Kindern nachzuholen; er that es, und söhnte sich mit dem Schwiegervater aus. In Ludwigsburg ward er sehr wohl aufgenommen; sein Freund Haug gab sich viele Mühe ihn in die besten Gesellschaften einzuführen, und sein Talent überall geltend zu machen. Bald legte er Kragen, schwarzen Rock und Mantel ab — seine Gattin weinte, als er es that — und zog mit dem bordirten Rocke, Tressenhut und Degen den Weltgeist auch äußerlich an. Er machte mit allen Virtuosen des Hofes, den Deutschen wie den Welschen, Bekanntschaft, wohnte ihren Concerten und Privatübungen

bei, studierte den Italienischen Geschmack, und suchte, sogar auf Kosten seiner alten einfachen deutschen Schule, von ihm zu gewinnen. Der feurige und geniale Jomelli, der große Geiger Lolli, die Deutschen Deller und Seemann waren allerdings auch seiner musikalischen Achtung in vollem Sinne würdig. Dabei suchte er wenigstens bei dem Orgelspiel und der Direction der Kirchenmusik die Theilnahme für Deutschen Kernton wieder zu erwecken, und das durch Theatersüßigkeit verschmeichelte Gehör seiner Gemeinde emporzustimmen durch Graun, Telemann, Benda und Bach. Seine Freunde von der Hofmusik halfen ihm dabei mit löblicher Bereitwilligkeit, und er führte in Ludwigsburg Kirchenmusiken auf, wie sie Deutschland selten vernehmen konnte. *)

*) Einst hatte Schubart eine Cantate auf ein Kirchenfest verfertigt, welche von den Italienern der Oper aufgeführt werden sollte. Weil er das Vorurtheil dieser Ausländer gegen die Deutschen kannte, so vollbrachte er die Arbeit ganz in der Stille, und zog blos den Balletcompositeur Deller darüber zu Rathe. Bei der Probe legte er seine Cantate unter dem

Durch solche Bemühungen ward Schubarts Ruf auf das glänzendste gehoben; die ersten Damen des Hofs, selbst einige Italiener, junge Leute endlich aus der Stadt in großer Zahl, suchten bei ihm Unterricht in freiem und begleitendem Vortrage; er erwarb sich Ehre, Ansehen und Geld in reichlichem Maaße; alle Fremden von musikalischem Namen besuchten ihn, und namentlich erfreute er sich des Zuspruches von Burney, der als Englischer Doctor der Musik, übrigens von größerem Namen als Verdienst, damals in Europa reiste. Unendlich geschmeichelt fühlte sich durch ein solches Leben Schubarts Eitelkeit; denn Heißhunger nach Celebrität war ein Hauptzug seines Characters. Nichts war, meldet sein Sohn von ihm nach der Erzählung eines Vertrauten seines Vaters, lustiger, als ihn zu beobachten, wenn er an einem Orte noch fremd, und ohne Namen war. Dann wußte er gleichsam nicht, was

---

Namen eines fingirten Italieners Trabuschi auf; sie fand großen Beifall und ward mit Wirkung executirt. Nun ersuchte Schubart das Orchester, den Namen seines Componisten verkehrt zu lesen.

er zuerst anstellen sollte, um sich in den Vorgrund zu arbeiten. Ein Concert ganz eigner Art, angekündigt in mehrern Blättern auf eine ganz eigene Art — war das erste was er that. War dies gelungen, so ging er an Tables d'hotes, auf Kaffeeplätze, in Wein- und Bierhäuser; sprach kein Wort von Musik — und sprach doch immer, mit Leuten aus allen Ständen, stets aus ihrem Fache — mit der äußersten Anstrengung und Sammlung des Geistes. War er in einer Gesellschaft ganz unbekannt, so fing er sicher ein Gespräch oder eine Erzählung an, die aller Augen auf ihn heftete. — — Kurz, alle die mannigfaltigen Gaben, womit er so reichlich ausgestattet war, daß füglich ein halb Dutzend Menschen ihren Lebensunterhalt damit hätten gewinnen können — ließ er nie frappanter und anhaltender spielen, als wenn es darauf ankam, sich irgendwo einen Namen zu machen.

Durch Haug veranlaßt, ertheilte Schubart einigen vornehmen Officieren Unterricht in den schönen Wissenschaften, hielt auch hernach vor einem militärischen Zuhörerkreise öffentliche Vorlesungen über Ge-

schichte und Aesthetik. Der Graf von Putbus und der Freiherr von Rechberg würdigten ihn ihres Schutzes, ja ihres vertrauteren Umganges; im Hause des Generals von Wimpfen hatte er den offensten Zutritt, begleitete Damen und Herren zu Gesang und Instrumenten auf dem Flügel, und, sich in den feinsten Zirkeln als wohlgelittener Gesellschafter bewegend, nicht blos durch musikalisches, auch durch poetisches, durch Vorlesertalent (seine Gabe hierin war unvergleichlich), durch Empfehlung und Förderung deutscher Litteratur, durch Einführung ihrer besten Geister in die Welt seines Wirkungskreises Epoche machend, durfte er sich zu der Veränderung seines Looses Glück wünschen: hätte nicht das Glück selbst ihn berauscht, sein Mangel an Lebenskunst, ja an sittlicher Haltung den Beifall und die Theilnahme untergraben, seine freigeistische, polemische Thorheit ihn gestürzt. Er ermüdete die Geduld seiner Vorgesetzten, kränkte insonderheit die geistlichen unter denselben durch auffallende zur Schau getragene Geringschätzung, ergab sich allen Anstoß gebenden Vergnügungen in der lockersten Gesellschaft, und so ward

zuerst ein verdächtiger Umgang mit einem Mädchen Anlaß, ihn vor Gericht zu fordern, darauf, während sein armes abgehärmtes Weib am Krankenbette des einzigen Sohnes trauerte, ins Gefängniß zu werfen; wo man ihn in dasselbe Loch brachte, in dem vorher ein Mörder gelegen, den er vor wenig Tagen hinrichten gesehn. Wasser, Brod, Kälte und faules Stroh, Unrath und Ungeziefer, neben an rechts eine Rasende tobend, links ein Dieb in seinen Ketten rasselnd, unter ihm eingefangene Weiber der verworfensten Klasse wären wohl geeignet gewesen, ihn zur Besinnung zu bringen: einige seiner fröhlichen Brüder aber und ein zu dankbarer Musikschüler wagten ihr Leben, stiegen auf eine alte, halbverfallene, ganz schmale Gartenmauer und reichten ihm an einer Stange Wein und Speise, die er durchs Eisengitter an sich zog. Die Weinflasche, fährt er selbst fort, ließ mir keine Zeit zu Untersuchungen über meine Lage; ich trank, bis ich aufs faule Stroh sank und entschlief. Als ich meine Freiheit erhielt, so kroch mir mein Herzenssohn — der nach ausgestandner schwerer Krankheit seine ersten Schritte versuchte, ent-

gegen, hielt sich am Tische und bewillkommte mich mit einem herzschneidenden »Papa, Papa!« — Mein Weib zeigte ihr liebedurchdrungenes Herz auf die rührendste Art; sie verzieh mir, schloß mich mit Thränen in ihre Arme und flehte, durch vorsichtige Tugend mich und sie vor dergleichen bittern Ahndungen zu bewahren. Ich versprach es ihr, und nahm mir's auch wirklich in allem Ernst vor, Wort zu halten.

Allein bald darauf (1772.) zog ihm ein satirisches Lied, das er auf Veranlassung eines Dritten auf einen bedeutenden Hofmann machte, so wie eine Parodie der Litanei, welche schlimmer gedeutet wurde, als sie gemeint war, zugleich Abschied von seinem Amte und Landesverweisung zu. Mit einem einzigen Thaler in der Tasche stürmte er sinnlos aus Ludwigsburg. Sein Weib blieb trostlos in Ludwigsburg zurück, den bittersten Vorwürfen der Feinde ihres Mannes ausgesetzt, in allen Gesellschaften als Bettlerin angesehen, kalt bemitleidet und heiß verachtet: da zog sie, sich auf Gott verlassend, mit ihren Kindern ihrer Heimath zu. Sie fand ihre

Mutter und Brüder im hitzigen Fieber, erlag in der Pflege derselben der Krankheit selbst, und vollendete das Lazareth im Vaterhause. Wo ihr Mann war, wußte sie nicht.

Dieser hatte sich unterdeß nach Heilbronn begeben, welche Stadt, als damals reichsfrei, ihn schützen konnte, und fand bei seinem Talente zu unterhalten, bei der Gastfreiheit und Lebensfröhlichkeit der Menschen in dem lachend gelegenen blühenden Orte eine zutrauliche Aufnahme. Das Haus des Bürgermeisters von Wachs bildete den Mittelpunkt dortiger Geselligkeit; an Bekanntschaften, an Erwerb durch seine Gaben hatte Schubart baldigst so viel, um sich in Heilbronn gefallen zu können. Die Preußischen Werbeofficiere, bezaubert durch seine Verehrung ihres Königs und Volkes, ließen ihn an allen ihren Ergötzungen Theil nehmen, und rasch hatte er seine Verbannung und die betrübte Lage, in die seine Lebensweise ihn versetzt hatte, und immer versetzen mußte, vergessen. Da aber sein Verhältniß ohne Vestigkeit war, und die Sorge um seine Familie ihn quälte, dachte er über Anspach nach Ber-

lin zu gehen, und in Preußen sein Heil zu versuchen. Gerade da aber erhielt er durch einen Herrn von Gritsch den Antrag, als Professor an eine Ritterakademie zu gehen, die derselbe zu Saarbrücken projectirte. Ohne zu untersuchen, in wiefern dieses Anerbieten haltbar sey, machte sich Schubart auf den Weg nach Mannheim, wo Gritsch sich aufhielt: bald sah er ein, daß dessen Pläne in die Luft gebaut seyen, stand auf Anrathen seiner Bekannten von der weiteren Verbindung mit ihm ab, und beschloß sich nach Heidelberg zu wenden, um dort als Repetent und Musiklehrer seinen Unterhalt zu verdienen. Fünf Kreuzer in der Tasche, die er bald unterwegs einem lahmen Preußischen Krieger zuwarf, machte er sich auf die Heerstraße. Nahe bei einem Landhause des Barons von Kastell am Neckar überfiel ihn ein Regen; er trat unter, und lauschte auf den Flügel, der im unteren Zimmer gespielt wurde. Ein freundlicher junger Mann trat zu ihm: Sie sind vom Regen durchnäßt, wollen Sie sich nicht herein begeben? Schubart trat ins Zimmer und fand eine junge Baronin am Flügel, und ihren Lehrmeister,

den ersten Clavicembalisten des Churfürsten Karl Theodor, hinter ihr. Als erstere vom Flügel aufstand, setzte sich Schubart, und fing an zu phantasiren. Alles lauschte, flüsterte Beifall, und als er schloß, stand der Herr des Hauses hinter ihm, und lächelte ihm ein sehr heiteres Bravo zu. Des anderen Tages fuhr er mit den vier Schweißfüchsen des Barons in Heidelberg ein, und stieg bei dem Ehegerichtsrath von Bozenhard, an den er empfohlen war, ab. In Heidelbergs herrlicher Natur lebte er neuerdings auf. Die Universität war damals unbedeutend, der Druck, welcher auf den evangelischen Confessionen ruhte, lähmte in etwas den heiteren Sinn für Geselligkeit, die eine Zierde des Pfälzischen Characters ist. Indeß fand Schubart bei Katholiken wie bei Protestanten Zuvorkommen und Aufmunterung, und sein Spiel verschaffte ihm die Aussicht, dem Churfürsten vorgestellt zu werden. Zu dem Ende ging er mit Empfehlungen an den Grafen von Nesselrode nach Mannheim zurück, und ward von diesem so ausgezeichnet aufgenommen, daß ihm derselbe sein Haus und seine

Tafel anbot, und ihn seinem Sohne als einen musikalischen und wissenschaftlichen Gesellschafter beigab.

Selige Tage in seiner Art verlebte Schubart nun wieder in Mannheim. Vor der herrlichen Orgel der reformirten Gemeinde, auf welcher sein kräftiges Meisterspiel alle Hörer erbaute, im Antikensaale, der Bibliothek, wie an den Wirthstafeln unter fröhlichen Virtuosen und Offizieren, im Schauspiel, das sich schon damals rühmlich hervorthat, überall fand er sich zu Hause, gab und empfing Genuß, Belehrung, Erheiterung. Unter so günstigen Vorbedeutungen ward er zum Churfürsten nach Schwetzingen beschieden. Er fuhr mit dem jungen Grafen von Nesselrode hinaus, traf den Fürsten in der gewöhnlichen Umgebung seiner Vertrauten in dem sogenannten Badhause, und hatte durch seine Musik wie seine Unterhaltung das Glück zu gefallen und öfters wiederbegehrt zu werden. Die Virtuosen des höchst vortrefflichen Pfälzischen Orchesters, an dessen Spitze Cannabich stand, beeiferten sich um seine Freundschaft, eine Anstellung schien ihm gewiß zu seyn, als ein unvorsichtiges Urtheil über die Academie in

Mannheim, Karl Theodors Herzblatt, ihn plötzlich in Ungnade brachte. Den von neuem am Rande der Verzweiflung Stehenden nahm ein junger Graf Schmettau, ein freier kühner Mann, Sohn eines Dänischen Generals, der noch in seinem Alter Hebräisch gelernt hatte, um gegen die Bibel zu polemisiren, in Obdach und Kost auf. Diesen Mann, der nach einer kurzen Laufbahn als Chursächsischer Gesandter in Madrid, als Geheimerath in Pfälzischen Diensten mehr privatisirte als Geschäften oblag, zog Schubarts derber Natursinn, sein deutscher Eifer, sein Haß gegen Geziertheit und Verbildung an; er selbst galt für einen Sonderling, grübelte über Philosophie und Religion, und litt an einem Lebensüberdruße, bei dem nur die Sympathie eines ähnlich gestimmten Gemüthes ihn erfreuen mochte.

Während Schubart auf diese Weise durch fremde Wohlthätigkeit gegen das nächste Bedürfniß geschützt lebte, war der Baron von Leyden, Churbairischer Gesandter am Pfälzischen Hofe, auf ihn aufmerksam geworden. In dem Vaterlande dieses Diplomaten hatte der Sturz des Jesuitenordens eine wohlthätige

Umwälzung des Erziehungswesens hervorgebracht. Helldenkende und wohlgesinnte Männer dachten dem erstarrten Formelwesen, in welches jene Väter alle Wissenszweige für den Schulunterricht eingeschnürt hatten, ein Ende zu machen, die Geister für die Lehre frei zu geben, und suchten brauchbare Leute für die Ausführung ihrer Absichten. Im löblichen Eifer, wie zu geschehen pflegt, ward in der entgegengesetzten Ansicht ausgeschweift, und die Förderung der Realkenntnisse erhielt ein ungebührliches Uebergewicht über das formale Studium, zu dessen Mißcredit damals in ganz Deutschland die neu aufgestandenen philanthropischen Anstalten das Ihrige beitrugen, bis die allmächtig das Rechte herbeiführende Zeit in einer späteren Epoche zu der vernünftigen Mitte trieb.

Eine Bedingung, unter welcher allein ihm nützlich werden zu können der neue Mäcenas unserem Schubart verhieß, war die Abschwörung seiner Kirche. Schubart erklärte sich bereit, und Graf Schmettau billigte den Schritt wenigstens als Verzweiflungsmittel. Der Flüchtling nahm in Schwetzingen Abschied, und wurde von dem Churfürsten beschenkt. Als

er sein Geschenk einpacken und seiner Frau zuschicken wollte, fragte der Graf: Wem schicken Sie dieß Geld? »Meiner armen Frau und Kindern.« Gut, so legen Sie auch diese hundert Gulden bei. Doch ich sehe schon, Sie können nicht packen. Damit setzte er sich, packte Schubarts Geld und seine beigelegten hundert Gulden zusammen, legte den Pack auf den Tisch und sagte: Schreiben Sie Ihrer Familie, sie soll für mich beten *)!

Noch am letzten Tage seines Aufenthaltes in Schwetzingen hatte Schubart eine Anwandlung vom Schlage. Halbkrank begab er sich nach Mannheim, und von da an der Seite des Freiherrn von Leyden zuerst nach Aschaffenburg, wo Leyden Geschäfte mit dem Minister von Grosschlag hatte, und auch Schubart die Bekanntschaft dieses am damaligen Mainzer Hofe so mächtigen Mannes machte. Nach einem Abstecher auf Darmstadt ging es nach Würzburg, und hier fand der angehende Convertit auch bei dem

*) Der Graf wandte sich späterhin auf einige Zeit nach Paris, und privatisirte zuletzt in Worms.

Fürstbischof, Grafen von Sinzheim, eine schmeichelhafte Aufnahme. Doch machte ihn schon dort ein Besuch bei einem zu jener Zeit berühmten Neubekehrten, Herwig, in seinem schnellgefaßten Vorsatze irre; die Dunkelheit, in welcher er diesen Mann traf, schien ihm nicht mit Unrecht eine Andeutung zu seyn, daß ein Uebertritt zur katholischen Kirche mehr um zeitlicher Vortheile willen als aus Ueberzeugung um die Achtung der Vernünftigen aus beiderlei Confessionen bringen müsse. Sein Inneres zeugte hinlänglich über ihn selbst, als er in Ellwangen einen Tag zubringen durfte, und seine nur drei Stunden entfernten Aeltern in Aalem nicht zu besuchen wagte; in Nördlingen zu Mittag speiste, und seinen Schwager Bökh, seine Schwester Juliane nicht begrüßen konnte. Seine Gewissensbisse verstärkten sich, als in Affingen bei Augsburg, einem Gute des Herrn von Leyden, zwei Briefe seiner Gattin ihm das ausgestandene Elend malten, und mit dem Danke für die von Schwetzingen abgegangene Unterstützung die zärtlichsten Gesinnungen der Sehnsucht und Anhänglichkeit aussprachen.

Indeß ward im October 1773. die Reise nach München vollendet. Der Freiherr von Leyden wies Schubart eine Wohnung bei seinem ehemaligen Secretair Käser an, und bald war er in den besten Häusern eingeführt, wo er zu seinem Erstaunen bei den ersten Damen des Hofes Empfänglichkeit für die schönen Wissenschaften, und Bekanntschaft mit Italienischen, Französischen und Englischen Schriftstellern traf. Die deutsche Litteratur war dagegen vernachlässigt, und Schubart erst ward Ursache, daß unter andern eine vornehme Dame aus einer mit lateinischen Lettern gedruckten Ausgabe von Geßners Idyllen ihre Muttersprache buchstabiren lernte. Vor dem letzten Churfürsten aus der älteren Wittelsbachischen Linie, Maximilian Joseph III., spielte Schubart mehrere Male. Dieser Fürst war selbst Meister auf der Gambe, und setzte Messen *). Mit dem Trieri-

*) Interessant ist, was Schubart sonst über die Persönlichkeit dieses Fürsten bemerkt: Die edelste, vom Stolz unaufgeblähteste Fürstenseele, sagt er, die man sich denken konnte. Tiefe Ehrfurcht vor Gott, die ihn nie verließ, lehrte ihn bei Zeiten den vorübergehenden Schimmer weltlicher Hoheit ver-

schen Kapellmeister Sales, dem damals in München die Setzung einer neuen Oper aufgetragen war, errichtete Schubart eine vertraute Freundschaft. Mit den übrigen Gliedern des Orchesters, das nur nicht den Zusammenklang und die Einheit des Pfälzischen hatte, konnte die Bekanntschaft allmählich auch nicht fehlen: die Genüsse der Tonkunst mochten ihm die Herbe seiner zeitigen Bestimmung versüßen. An der einfachen Anmuth, welche die Musik der bairischen Nationalliedels, troz der Dürftigkeit ihres Textes an sich trägt, erquickte sich sein unerstorbener Sinn für Volksgefühl und Volksgesang; er merkte sich

---

achten, und nach einer Würde streben, die ewig bleibt. Es war mir oft, wenn ich in meiner Gottesvergessenheit durch die Straßen faselte, ein neuer, herzerhebender Anblick, wenn ich mitten unter einem andächtigen Haufen diesen Fürsten mit einem Wachslichte in der Hand, zu Fuß vor die Thüre eines armen Sterbenden eilen, und knieend warten sah, bis ihm der Geistliche das hochwürdige Sakrament gereicht hatte. Die ihm oft vorschwebende, ganz nahe Auswurzlung seines großen Stammes betrübte ihn zuweilen bis zu Thränen. Dieser wehmüthigen Herzensstimmung ihres Fürsten hatten es auch seine großen und kleinen Bedienten zu danken, daß nicht viel nach ihrer Haushaltung gefragt wurde. Max Joseph starb am 30. December 1777.

vieles aus dieser Gattung, und mußte es nachmals hundert- und tausendmal in Gesellschaften singen und spielen.

Unterdeß brachte der Baron von Leyden Schubart zu dem Geheimenrathe von Lori, welcher sich der Umformung des bairischen Erziehungswesens mit besonders feurigem Patriotismus unterzog. Der würdige und gelehrte Mann *) räumte dem Fremdling ein

*) Mit ihm standen Männer, wie Albrecht Haller im Briefwechsel, und sandten ihm ihre Schriften zu. Er ging in seinen patriotischen Plänen mit Leibnitzens weisem Spruche zu Werke: Man muß warten, bis Alles reif wird! Er endete nach dem Regierungswechsel als Verbannter in Neuburg. Was Schubart noch sonst zu seiner Characteristik anführt, verdient wohl, hier eingeschaltet zu werden. Als zur Berichtigung des Erziehungswesens eine eigene Commission niedergesetzt wurde, und die Mitglieder derselben von der Festsetzung ihres Gehalts wegen dieses neuen Geschäfts sprachen; so stand er auf und sagte mit edlem Unwillen: „Wer solche Geschäfte aus Begierde des Lohns unternimmt, wird ein sehr schlechter Rathgeber seyn. Ich verlange nichts!“ — Er lebte äußerst mäßig, hatte ein Kleid für den Sommer, eins für den Winter; das war seine Garderobe; achtete des Gelds so wenig, daß er keines zählen, keines bei sich tragen mochte, und schenkte, was ihm an seiner Besoldung übrig blieb, den Armen und seinen Freunden. Zeremoniöse Wackelköpfe und Pantins nach der Mode floh er,

Zimmer in seinem Hause ein, gewährte ihm den Gebrauch seiner schönen Bibliothek, und bediente sich seines Rathes bei den neu zu treffenden pädagogischen Anordnungen. Freilich konnte ihm hiebei Schubart mehr mit seinen Beobachtungen, wie dergleichen in protestantischen Ländern behandelt werde, als mit eigenen aus der Tiefe der Sache geschöpften Ansichten an die Hand gehen.

Der Gedanke aber, seiner Väter Glauben den in Bairischem Dienste zu hoffenden Vortheilen aufzuopfern, peinigte Schubart je länger je mehr. So schauderhafte Gefühle sich in ihm regten bei der Betrachtung, wie tief ins Unglück ihn die Sinnlichkeit und sein ungebändigtes Temperament gestürzt habe, so lebte doch noch so viel unbestochenes Urtheil in ihm, um zu sehen, daß der Weg zum Heile nicht durch den Leichtsinn gewonnen werde, der die Eine Glaubensform des Christenthums abwirft, um sie

wie den Teufel. — Er blieb unverheirathet. „Man ist mehr Patriot," sagte er, „wenn man kein Weib hat." Sein Kopf war ungemein helle, wenn ihn nicht hypochondrische Nebel verdüsterten, die nicht selten in ihm aufstiegen.

gegen die andere zu vertauschen, wie ein unmodisches Kleid gegen ein modisches. Wie ihm in seiner damaligen Bedrängniß zu Muthe war, gibt folgende Stelle seiner Selbstbiographie Zeugniß:

»Ich sah manche tugendhafte, edle, große, gottselige Menschen um mich, die vor dem Dornenpfade der Verläugnung und Nachfolge Jesu weniger zu scheuen schienen, als viele unsrer Protestanten. Der Gottesdienst war sinnlich, prächtig, und nicht selten rührend. So viele Orden und Brüderschaften, die sich durch die Beobachtung der strengsten Ordensregeln zur Ausübung der Christenpflichten tüchtig machten, Priester, die den Fußboden des Tempels küßten, tausend zur Barmherzigkeit geöffnete Hände, knieende Sünder vor den Füßen des Priesters, die mich wieder an die Kirchenzucht der apostolischen Zeiten erinnerten; Büßende mit der blutigen Geißel in der Hand — die hallenden, zum Gebete für Sterbende auffordernden Glocken, feierliche Leichenzüge, Gebete um die Ruhe und Vollendung der Todten — herzerhebende Gemälde in Tempeln, Kapellen und Klöstern, die interessantesten Scenen aus dem Leben

Jesu und seiner Nachfolger darstellend — rührten, durchdrangen, durchsägten mein Innerstes. — Noch steht der Franziskaner vor meiner Seele, der eben vor einem in ihrem Klostergarten herrlich in Fresko gemalten Christusbilde, das noch blutig von der zerfleischenden Geißel der Kriegsknechte zu seyn schien, betend knieete, und plötzlich aufstand, als ich in den Garten trat. Sein helles Auge schimmerte Andacht herunter. »Ein herrliches Gemälde, Ihr Hochwürden!« — »Das Original ist noch herrlicher,« sagte er lächelnd. — »Und warum wenden Sie sich nicht zum Original?« »Es scheint Sie sind ein Protestant; — aber der Künstler hilft nur meiner Phantasie nach, mein Geist schwebt beim rechten Christus. Können Sie denn beten ohne Bild vor Ihrer Seele? Ist es nicht besser, ein Meister malt uns die Heiligen, als unsere kränkelnde Phantasie?« — Ich konnte ihm nichts antworten. Er führte mich im Garten und Kloster herum, und sagte zu mir: »Via crucis est via salutis, das sagte Christus und die heiligen Väter alle. Sie mögen Protestant bleiben, oder sich zu uns wenden: so

müssen Sie auf dem Kreuzesweg zur Seligkeit eingehen.« — Er verließ mich segnend. — Kreuzesweg! dachte ich, der meinige ist der allerbetrübteste. Ich trage Fesseln des Lasters, und habe überdies noch Fluch zu erwarten. Der christliche Kreuzträger hat Ruhe und süßen Frieden mitten unter der Last; denn er folgt seinem Herrn nach. — Aber du! — du wälzest dich in den Pfützen der Welt, stinkst dich und andere an, trägst den brennenden Pfeil des Mißvergnügens mit dir herum, darfst nicht gen Himmel blicken, bist ein zweifach erstorbner fauler Baum — bist — ein Ungeheuer bist du! — ein niedriges Ungeheuer, das der Teufel selbst verachtet, weil du zu dumm bist, die Güter des Lebens recht zu geniessen. — Denn in der That litt ich mitten im Ueberfluß oft Mangel. Heute speiste ich an der strömenden Tafel eines Großen, und morgen in der Bierschenke mit Lakaien — oft gar nicht. Zu diesem traurigen Zustande kam noch der Drache Hypochondrie, der mich nirgends mehr peinigte, als in München. Die Gemälde schienen mir zu gähnen, die Bildsäulen zu wackeln, die Tonkünstler zu heulen —

ich riß mich aus der Stadt, sah das tröpflende Schwert auf dem Rabenstein liegen, und den zuckenden Missethäter neben ihm; suchte Grotten, Höhlen, Gräber; — die Raben schienen auf mich herabzukrächzen, die Weihen sich über mir zu kreisen; Sturm war mir lieber, als Stille, und die Mitternacht angenehmer, als der schönste glanzreichste Wintertag. — Teuflische Gedanken schwärzten meine Seele: morde, daß man dich wieder mordet! — Ersäuf dich in diesem Strome! — Aber was wird aus deinem Weibe und deinen Kindern werden? — dieser einzige Gedanke hielt mich von Gewaltthat zurück.«

Einige Seiten darauf heißt es weiter: »Nirgends war ich so unfähig zum Guten, wie in München. Nicht eine Komödie, die ich zehnmal anfing, und bereits einen Plan dazu entworfen hatte, der Jedermann gefiel, nicht die Berichtigung von Burney's Reisen, die ich versprach, nicht eine Ode, ein Lied — eine Menuet, nicht einmal ein Brief wollte mir gelingen. Ich war eine Wolke, die kein Wasser gab. Ausser einigen Lektionen auf dem Flügel, einigen Anleitungen zur Litterargeschichte, Correktionen

von Aufsätzen, die daselbst gemacht wurden, habe ich nichts Nützliches in München gethan. Canonikus Braun, ein aufgeräumter, vielwissender Mann, bot mir sein Privilegium an, das ihm der Churfürst gab, eine gelehrte Zeitung zu schreiben. Die Religion sollte aber vorher geändert werden, und da hatte ich gewaltige Anstöße. Fürs erste sah ich gar bald aus vielen Beispielen, daß eine Religion wie die katholische, die sich bei all ihrem Guten so weit vom Quelle abgeirrt hat, entweder zum Aberglauben oder Unglauben leite, und das Herz nie ganz bevestige *). Wenn ich aufs Land ging, so sah ich in jedem hohlen

*) Was Schubart hier bei einem Gemüthszustande wie der seine, und von einer Zeit erzählt, wo der Alles hinwegdemonstrirende schale nüchterne Aufklärungsgeist, wie ihn Fichte in seinen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters, und früher in seinem Leben Nicolais mit so treffender Schärfe gezeichnet hat, katholische wie protestantische Länder ergriffen hatte, kann Niemand als noch von beweisender Kraft aufstellen wollen für unsere Tage, in denen die Religion durch die dogmatische Hülle beider Confessionen erleuchtend, erwärmend, erhebend für unzählige Seelen gebrochen ist. Möge ihr reines Licht nur eben so frei werden von verdumpfenden Schnuppen der mystischen Frömmelei, als von dem Zugwinde des liberalen Fanatismus.

Baume, in jeder Blende eines Hauses ein flittergoldnes Bild irgend eines Heiligen, und die betrogene Einfalt davor knieen — in Wäldern Nischen, mit eingenagelten fünf Wunden — unter dem Volke einen überhaupt so erniedrigenden Aberglauben, daß ich oft in den Zeiten des dicksten Heidenthums zu leben glaubte. Die Linien des Aeußersten von zwei einander entgegengesetzten Dingen scheinen nicht anzugrenzen, sondern sich in einander zu verlieren; daher ist der Schritt vom Aberglauben zum Unglauben so bald gethan. Es gab in München mehr als Ein Haus, wo in einem Stockwerk Pater Kochem's Legenden, im andern Edelmann's oder Voltär's Schriften als classisch verehrt wurden.

Aus seinen Zweifeln und Kämpfen über den peinlichen Schritt, zu dem man ihn drängen wollte, befreite den Unglücklichen dießmal der Dienst eines Feindes in Stuttgard, welcher, von einem angesehenen Manne in München zum Behufe für Schubarts Anstellung über dessen Aufführung im Würtembergischen befragt, so viel Schlimmes von ihm sagte, daß seines Bleibens in Baiern nicht mehr seyn konnte.

Wir lassen auch hierüber Schubart selbst weiter reden:

»Er setzte sonderlich hinzu, heißt es von jenem Stuttgarder Briefsteller, daß ich keinen heiligen Geist glaubte, und vorzüglich deßwegen das Würtembergische hätte räumen müssen. — Fort mit ihm! hieß es nun allenthalben in München. Ich hatte kaum Zeit Abschied zu nehmen; aus Scham beobachtete ich nicht einmal diese Pflicht gegen den so theuren Lori. Der Churfürst und einige meiner Gönner und Freunde ertheilten mir noch ein ansehnliches Geschenk — sogleich wurde der Ballon geschwungen, und ich flog wieder in der freien Luft.«

Unter Plänen aller Art fuhr Schubart mit dem Postwagen aus München: ein dicker Franziskaner saß neben ihm, und polterte in Salzburgischem Dialect über die Bairischen Schulreformen, deren Urheber er geradezu Lutheraner nannte. Darüber fing Schubart Feuer, und bewies dem Mönche seine Thorheit und verkehrte Bigotterie auf Lateinisch nach allen rhetorischen Figuren. Etiam haereticus! Etiam

haereticus! schnaubte der Gegner, und rückte im Postwagen so grimmig hin und her, daß Schubart ausstieg und ihm zurief: Zu Ihrer Religion gehöre ich nicht, Herr Pater! aber zu einer, von welcher Sie und Ihres gleichen noch vieles zu lernen haben. Der Pfaffe machte ihm eine große Faust nach, und donnerte ein gräuliches Anathema hinter ihm drein.

Wohin? seufzte nun der abermals Flüchtige in dumpfer Betäubung vor sich hin. Nach den nordischen Reichen, nach Stockholm zu gehen, wo Gustav der Dritte, nach beendigter glücklichen Auflösung der seine Herrscheransprüche beengenden Aristocratie, sein Volk zufrieden und blühend zu machen mit Ernst bemüht war, schien ihm der sicherste Ausweg. So kam er in Augsburg an, und schlug seine Herberge bei einem Bierwirthe am Mühlenberglein auf, der ein weitläuftiger Anverwandter von ihm war. Dieses Wirthshaus diente zum Versammlungsorte der Weberzunft, welche seit den Zeiten der Fugger das zahlreichste und angesehenste Handwerk in Augsburg war. »Bald machte ich, so erzählt er, großes Aufsehen unter diesen Leuten. Wenn die Meister-

schaft der Weber zusammenkam, und mit feyerlichem Ernste, in großen schwarzen Röcken und langen weissen Kragen, vor der Lade saß, da luden sie mich zum traulichen Gastmahle, und weideten sich an meinem Hellauf, wie ich mich an ihrer urdeutschen Biederherzigkeit.«

Bald gefiel sich Schubart in Augsburg vortrefflich; es kam nur darauf an, seiner Existenz daselbst einen festen Halt zu verschaffen. Dieser fand sich in einer Verbindung mit Buchhändler Stage zu Herausgabe der Deutschen Chronik, welche an die Stelle eines Schwäbischen Journals trat, das jenem Geschäftsmanne gescheitert war. Ueber die Entstehung, die Tendenz und die ersten Schicksale dieses Blattes, das vom Jahre 1774. bis 1777., und dann nach zehnjähriger Unterbrechung von 1787. bis 1791. bestand und Schubarts Lieblingsarbeit war, lassen wir ihn abermals in seiner lebendigen und kernderben Weise selbst reden: »Ich fing an mit aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Publikum — denn ich glaube nicht, daß jemals ein Schriftsteller ehrfurchtsvollere Begriffe von seinem Publikum gehabt hat,

als ich von dem meinigen — die ersten Blätter zu schreiben. Meine Absicht war erst auf Augsburg und Baiern, dann auf alle die von mir bereisten Gegenden, und endlich auf ganz Deutschland gerichtet. Der Beifall war weit größer, als ich ihn unter den Umständen, in denen ich schrieb, erwarten konnte. Der Verlag stieg von Hundert zu Hunderten, ungeachtet ich selbst mit meiner Chronik am wenigsten zufrieden war. Ich schrieb sie — oder vielmehr dictirte sie im Wirthshause, beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien, als meiner Erfahrung und dem Bischen Witz versehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hatte. Wenn ich mehr Muße gehabt, oder mich nicht so gerne in Zerstreuungen verloren hätte, so wäre ich traun! kein übler Zeitungsschreiber worden. Ich hatte Feuer, wußte wie die Menschen zu greifen waren, wußte meine Muttersprache zu schreiben, besser, als man es in dasigen Gegenden gewohnt war, und hatte nicht selten Anwandlungen von brittischer oder Liskov'scher Laune. Aber der Mangel an Klugheit, der sich in meinem ganzen Leben, so wie in meinen Schriften

äußerte, die ungewöhnliche Freiheit, die ich mir in einem Lande voll ängstliches Zwangs anmaßen wollte, und die kühne oft wilde Schreibart, konnten meiner Chronik keine lange Dauer versprechen. Auch brachte meine Situation und Herzensstellung so auffallende Ungleichheiten in dieß Blatt, daß die Ausländer glaubten, ich hätte zuweilen einen sehr dürftigen Handlanger. Heute schien mein Blatt ein Gluthstrom, das nächstemal ein Schneehügel zu seyn. Aber, ich selbst war so. Die Schrift ist des Autors Bild im Kleinen — sein treues Portrait im polirten Stahlknopfe. Wenn Ausschweifungen, oder heimlicher Gram meine Nerven abspannte; so sanken die Gedanken mattherzig und kraftlos, wie Pfeile vom ungespannten Bogen zu meinen Füßen nieder.

O wie wahr ist's, daß ein Schriftsteller ohne Tugend und Ordnung, wenn er auch die schönsten Anlagen hat, kaum etwas mehr gewinnen kann, als den erniedrigenden Seufzer des mitleidigen Publikums: Schade für den Mann! —

Kein Gewerbe konnte für einen Menschen, wie ich war, zu einer Zeit, wo die Priester- und Für-

stengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbrauste, und in einer Stadt, die unter allen deutschen Städten einen so feurigen Kopf, wie der meinige war, am wenigsten dulden konnte, gefährlicher seyn, als das Gewerbe eines Zeitungsschreibers. Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streichen, kühle Gallatäge, Jagden, Musterungen, jedes gnädige Kopfnicken und matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Hofhunde einen Bückling machen, den Partheigeist desjenigen Orts, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zum Lachen, und dem Pöbel was zu Raisonniren geben; — auf der andern Seite die Partheien des Parnassus genau kennen, und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: — das waren Gesetze, die für mich zu hoch und rund waren und für die ich weder Geduld noch Klugheit hatte. Ich stieß daher tausendmal gegen sie an. Daher hat auch die Chronik mir und dem Verleger unermeßbaren Verdruß und endlich mir selber das harte Gefängniß zugezo-

gen, in dem ich so manches Jahr reiche Gelegenheit hatte, meine Thorheiten zu beweinen.

Die ersten Blätter wurden in Augsburg gedruckt; da ich aber am Schlusse meiner Anzeige sagte: »Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe, und spreche: O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!« so stand der damalige, nun selige Bürgermeister von Kuhn im Senat auf und perorirte: »Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll Englischer Freiheit: — nicht eine Nußschale voll soll er haben.« — Und hiemit wurde der Druck in Augsburg untersagt, und das Blatt bei Wagnern in Ulm gedruckt.

Inzwischen eröffnete mir meine Chronik den Eintritt allenthalben, und ich wurde bald so bekannt, daß Kinder auf der Straße mich zu nennen wußten. Aber eben diese weite Bekanntschaft war ein hundertaugiges Lauren auf alle meine Gänge, Tritte, Worte, Gebehrden, Werke. Und da ich sehr un-

vorsichtig war; so gab ich meinen Laurern unzählige Blößen, mich zu stoßen oder zu fangen.

Aber auch dieß kümmerte mich wenig. Lebt wie ihr wollt, laßt mich nur auch leben, wie ich will! — So dachte ich, und so lebte ich auch.«

Schubart hatte in Augsburg viele würdige Männer zu Freunden. Mertens, der Rector des Gymnasiums, in der philologischen Welt rühmlich bekannt als der Freund Reiske's, für den er die handschriftlichen Schätze der Augsburgischen Stadtbibliothek verglich, der treffliche Orgelbauer und Tonkünstler Stein, Erfinder der Melodica, der große Mechaniker Brander, der Patricier Paul von Stetten, der durch Schrift und Wort eifrig für den Flor seiner Vaterstadt wirkte, widmeten ihm ihre Theilnahme aus dem Grunde der Seele. Seinen musikalischen und declamatorischen Talenten widerfuhr überall Anerkenntniß und Aufmunterung: er ließ sich auf der Steinischen Orgel in der Barfüßerkirche hören, ertheilte Unterricht auf dem Flügel und Fortepiano, hielt Vorlesungen über musikalische und ästhetische

Gegenstände, Künstler- und Gelehrtenvereine in seinem Hause, stellte zu Förderung der Liebhaberei für deutsche Litteratur Lesestunden in Privathäusern und öffentlichen Sälen an. Ueber letztere äußert er unter andern: »Ich las Anfangs die neusten Stücke von Göthe, Lenz, Leisewiz, und die Gedichte aus den Musenalmanachen mit eingestreuten Erklärungen vor; und da ich großen Beifall erhielt, so wählte ich Klopstocks Messias, um an einem wichtigen Beispiel zu sehen, ob sich die Odeen der Alten auch auf deutschen Boden verpflanzen ließen, und ob ein Rhapsode auch unter uns sein Glück machen würde. Mein Odeum war der schöne Musiksaal auf dem Bekenhause, und da ich nebst einer natürlichen Anlage zum Vorlesen, mich von Jugend auf darin übte, auch meinen Autor fast auswendig wußte: so war ich kein schlechter Rhapsode. Der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesange vermehrten sich meine Zuhörer; der Messias wurde reißend aufgekauft; man saß in feyerlicher Stille um meinen Lesestuhl her; Menschengefühle erwachten, so wie sie der Geist des Dichters weckte.

Man schauerte, weinte, staunte, und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sey, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß. Eine große, wahre Bemerkung fiel mir gleich schwer aufs Herz: wo wenig Kultur ist, wird Klopstock viel mehr geschätzt, als wo viel Kultur ist. Der größte Lobspruch für den Dichter, denn er hat dieß mit dem Geiste des Christenthums selbst gemein, der in einfältigen kindlichen Herzen leichter Eingang findet, als in vollgefüllten satten, und ekeln Seelen, denen man vorher ein Vomitiv geben muß, ehe sie zur Ertragung der starken Naturkost wieder fähig werden.«

Diese vielseitig nützlichen Bemühungen sicherten dabei dem Unternehmer ein reichliches Auskommen, und er hatte den Trost, seine Familie wieder nachdrücklich unterstützen zu können. Aber seine Unvorsichtigkeit drohte ihn von neuem um die Früchte solcher Anstrengungen zu bringen. Er griff gleich Anfangs in seinem Blatte zugleich die Gaukeleien des berüchtigten Paters Gaßner, und den gefallenen

Jesuiterorden an, auf einem Boden, wo die Anhänger des mystischen Spukes aller Art viel zu zahlreich und mächtig waren, als daß nicht ihre Ahndung schwer auf den einzeln stehenden Lichtfreund hätte fallen müssen. Im Jahrgange 1774. schrieb er über Gaßner: »Der Pfarrer Gaßner zu Klösterle fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsieen — nicht durch Arzneien, sondern blos durchs Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen und Häusern rumort. Und da gibts noch tausend Menschen um mich her, die an diese Narrheiten glauben. — Heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen?« Im Jahrgang 1775. über die Jesuiten: »Die Zahl der Freunde und Vertheidiger des Jesuiterordens vermindert sich täglich. Die Parthei der Grossen und der Verständigen ist gegen sie. Daß hie und da katholischer Pöbel noch einen Seufzer für sie zum Himmel schickt, macht's nicht aus. Die Welt

sieht nun einstimmig ein, daß die Verdienste dieses Ordens nicht so groß gewesen, als man Anfangs glaubte. Die Katholischen machen nun die herrlichsten Erziehungsanstalten ohne Beistand der Jesuiten, und wir Protestanten haben schon längst in allen Theilen der Wissenschaften Meister aufzuweisen, ohne unsre Weisheit aus den Schulen oder Schriften der Jesuiten geholt zu haben. In der Mathematik und Physik hatten sie einige sehr gute und brauchbare Männer; in allen andern Wissenschaften aber würde es schädlich seyn, ihre Grundsätze fortzupflanzen. Ihre Theologie ist ein weitläuftiges scholastisches Gewirre, das das Herz nicht bessert, und den Verstand mit unnützen Subtilitäten anfüllt. Ihre Methode, die Philosophie zu lehren, ist steif und geistlos. Schwimmt auch hie und da eine große Leibnitzische Idee in ihren Systemen, so ersticken sie sie wieder in ihrem eigenen Wuste. Ihre Moral ist verderblich und dem Staate nachtheilig, und in den schönen Wissenschaften haben sie kaum etwas mehr gethan, als — gelallt!« Die Schärfe dieser Artikel war zu einer Zeit, da das deutsche Publikum für politische Schriftstellerei noch

in den Kinderschuhen stak, auffallend und ungeheuer genug, um eine furchtbare Parthei gegen den Urheber in und außer Augsburg in die Waffen zu rufen. Schon damals hatte Schubart, unklug wie er war, seines Hohnes gegen den einflußreichen Pater Merz, den nach Ganganelli's Tode die Curie selbst zum polemischen Klopffechter für das Ultrasystem erkoren hatte, kein Hehl. Die Machinationen der Gegner beschränkten sich nicht auf die bittersten Anfälle durch Tractaten und Zeitschriften: selbst die persönliche Sicherheit Schubarts ward ernstlich gefährdet. Wohlmeinende Freunde mußten ihn des Nachts begleiten, um ihn vor den Anfällen der Jesuitenschüler zu schützen, die ihm an allen Ecken auflauerten. Er hatte damals seinen Sohn Ludwig als neunjährigen Knaben zu sich berufen, um ihn das Augsburger Gymnasium besuchen zu lassen. Dieser schlief mit ihm in Einem Bette. Die Nachsteller aber trieben ihre Wuth so weit, daß sie Nachts Fauststeine durch die Fenster warfen, so daß Vater und Sohn genöthigt wurden, unter der Bettstatt zu übernachten, um nicht todt geworfen zu werden.

Der Ausspruch, daß der Jesuiterorden der Wahrheit mehr geschadet als genutzt habe, und sein öfteres Lob Clemens des **XIV.** zog ihm sogar gerichtliche Ahndung zu.

Da indeß selbst verständige Katholiken dem Verfasser der Chronik ihren Beifall nicht versagten, so fühlte er sich aufgemuntert, nur desto eifriger fortzufahren, und schien dem Märtyrerloose zu trotzen. Jetzt brach das Ungewitter über ihn los. Schubart saß an einem ruhigen Abend unter einem Kreise trauter und bewährter Freunde. Ein fremder Edelmann besuchte ihn. Er spielte einige Phantasieen auf seinem Steinischen Claviere: Vertraulichkeit und heitere Freundschaft leuchtete auf allen Gesichtern. Plötzlich ward das Haus mit Soldaten umstellt. Ein Abgeordneter des regierenden Bürgermeisters katholischer Seits (Augsburgs Magistrat war wie die Stadt paritätisch) trat mit Wache ins Zimmer, und kündigte Schubarten Arrest an. Zugleich nahm man alle seine schriftlichen Sachen hinweg, versiegelte seine Habe, und wollte sogar den Anwesenden die Taschen aussuchen. Der Fremde fertigte eine so un=

verschämte Zumuthung nach Gebühr ab, die Gesellschaft zerstreute sich, und Schubart blieb unter den ins Zimmer postirten Soldaten allein; andere bewachten die Treppen und die Hausthüre; der alte Aufwärter Schubarts ward peinlich eingezogen: in der Stadt verbreiteten sich die abenteuerlichsten Sagen über die Unthaten, die man dem Chronisten zur Last legte.

Indeß hatte die protestantische Parthei sich des Verhafteten thätig angenommen, und man gab ihm des anderen Morgens seine Freiheit wieder; jedoch ward er durch eine Fluth von Pöbel zum katholischen Bürgermeister geführt, und ihm bedeutet, daß er sogleich die Stadt zu verlassen habe. Auf sein Befragen: Weßwegen? ward ihm die Antwort: Wir handeln nicht ohne Ursache, und das mag Ihnen genug seyn.

Ehrenvoller als aus München war dießmal Schubarts Abzug von Augsburg: unzählige Freunde und Schüler waren bei seiner Rückkehr vom Bürgermeister im Hause versammelt, und begleiteten ihn mit thränenden Augen zum Thore hinaus, damit er auf

dem nächsten Dorfe den Postwagen abwarte. Das weite Gefild lag voll tiefem Schnee (es war im Winter des Jahres 1775.), aber der Eifer seiner Begleiter ging so weit, daß einer seiner Schüler sogar ein Opfer desselben wurde: er war ihm mit einer Anzahl Flaschen Burgunder nachgefahren, der Wagen ward bei dem schlechten Wege umgeworfen, und der junge Mann brach den Arm.

Auf dem Wege nach Ulm, in Günzburg, hatte Schubart Gelegenheit, die Stimmung der katholischen Geistlichkeit über seine Bestrebungen abermals handgreiflich kennen zu lernen. Als er in die Gaststube trat, fand er eine Schar wohlbeleibter Pfaffen um einen Tisch herum sitzend beim Bierkrug. Eines seiner letzten Blätter lag vor ihnen. Wild brüllten sie unter einander in ihrer rauhen Mundart: Jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! Werden 'm wohl d' Zung rausschneida, und da Käza lebendig verbrenna. Dann schreib, Hund! Man kann denken, wie es Schubart zu Muthe war, dessen Physiognomie bei so vielen von ihm umlaufenden Portraiten nicht verkannt werden konnte. Er sam=

melte sich jedoch entschlossen genug, mischte sich unter die Lärmenden, und schmähte auf sich selbst ärger und origineller als sie, so daß sie bald seinen Redefluß mit Lobsprüchen überhäuften. Ein Preußischer Werbofficier, der sein Reisegesellschafter war, gab ihm einen anderen Namen, und so kamen sie unangefochten nach Ulm, wo der Preuße ihm beim Abschied auf die Schulter klopfte, und ihn ermahnte: Herre, sind Sie man nur gut Preußisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun!

In Ulm hatten ihn bereits mehrere gute Freunde erwartet. Der Stadtammann Häkhel, der Taufpathe seiner Kinder, hatte gleich für seine Unterkunft mit thätiger Theilnahme gesorgt. Indeß war der erste Aufenthalt am neuen Zufluchtsorte eine beständige Todtenfeyer. Schubarts Vater war gestorben, noch da jener in Augsburg war. Das Schicksal seines Sohnes, besonders da er geraume Zeit nicht gewußt hatte, wo denselben sein Unstern umhertreibe, hatte sein Herz gebrochen. Ein offner Schaden am Fuße, der plötzlich vertrocknete, hatte ihn an seinen

Tod erinnert. Er hatte von seiner Gemeinde, der er dreißig Jahre vorgestanden, Abschied genommen, und sich, ergeben in Gottes Willen, auf das Sterbebette gelegt. Sein letztes Wort war gewesen: Ach Herr Jesu, verlaß meinen Christian nicht; kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinne ihn durch Elend! Kurz nach einander starben sodann der Vater des Stadtammanns Häkhel, und dieser, Schubarts wackerer Beschützer, selbst. Einen Trost gewährte ihm unter solchen Schlägen die Wiedervereinigung mit seiner Familie. Ich fuhr nach Geißlingen, erzählt er, um nach zwei Jahren meine Gattin wieder zu sehen. Ich trat ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd beim Nähpulte saß, und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus, und verstummte, bleich wie eine Leiche. »Da hast du deinen Herumschwärmer!« sagte ich und warf mich in den Sessel: »O 's ist gut, daß du nur da bist!« erwiederte sie im zärtlichsten Ton der Liebe. Sie weinte, und ich saß wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet. — »Willst

du mit mir? sag's, ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich habe ist dein!« — »O ja ich will mit dir, und nur der Tod soll uns zum zweitenmal scheiden.« Sie führte meine Kinder herein. »Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Portrait reden, da ist er selber!«

So kehrte er, mit Vorsätzen des Friedens und der Versöhnlichkeit, nach Ulm zurück, und mit Erneuerung des häuslichen Zustandes schien auch ein milderer Geist unter sein Dach eingezogen zu seyn. Seine Gattin war Anfangs kränklich, wie auf so viele harte Schicksalsproben und Gemüthskämpfe nicht anders möglich gewesen: bei hergestellter häuslichen Zufriedenheit erholte sie sich merklich, und diese nahm zu, als sie sich eine eigene Wohnung miethеten und bei der genauen Wirthschaft der Frau ziemlich wohl fortkamen. Schubart hatte monatlich dreissig Gulden für seine Chronik, die seine Thätigkeit wöchentlich nur zweimal in Anspruch nahm; jedoch war für anderweitiges Verdienst in Ulm weniger Gelegenheit als in Augsburg.

Der Character der Ulmischen Reichsstädter war viel derber und freier als der Augsburgische. Letzteren machte die durch die bestehende Religionsparität auferlegte Bedächtigkeit zurückhaltender und leiser. Unter den kräftigen und geweckten Gestalten in den Ulmer Schenkhäusern, bei'm schäumenden Kruge, unter einer dichten Tabakswolke, resoluten Gesprächen über die Ereignisse des Tages nicht bloß im politischen, sogar, durch seinen Betrieb insbesondere, im litterarischen Felde fühlte sich Schubart an seiner Stelle. Diese freie Lebensweise theilten Patricier, Prediger, Kaufleute, Soldaten und Bürger in buntem Gemisch, ohne daß gerade den besonderen Standesansprüchen eines Jeden etwas vergeben wurde; ja ein für den Fremden unter solchen Umgebungen lächerliches Respectsceremoniel bei Begrüßung und Abschied diente dazu, Jedermann zu erinnern, daß hier gesellige Unbefangenheit mit wechselseitigem Geltenlassen persönlicher Rechte herrschen solle. Die Geistlichkeit hatte sich zu einem gewissen Tone der Ehrbarkeit gestimmt, daß ihre Erscheinung an so öffentlichen Orten gerade kein Aergerniß gab, und selbst die zahl-

reichen, öfters, bei enger Concurrenz, schon bejahrten Candidaten der Theologie führten ihre Mädchen auf Spatziergängen und in Tanzsäle ohne großen Anstoß zu erregen. Es hat diese Licenz des Lebens, welche zunächst in den Weinprovinzen, sodann in den nach der Schweiz und Italien zu liegenden Districten Deutschlands mehr oder weniger herkömmlich ist, aus der Ferne mehr Arges, als in der Nähe beobachtet und erlebt: wo einmal gewisse äussere Schranken der Lebensweise als wechselseitig aufgehoben von Allen angesehen werden, kann nicht, was Alle üben, tadelhaft erscheinen, sondern nur, was der Einzelne gegen die ihm zugestandene Freiheit selbstsüchtig und mißbräuchlich übertreibt. Innerhalb enggezogener Sitte nicht zu fehlen ist leicht; eben deßhalb erfordert es mehr inneren Halt, dauerhaftere Gutmüthigkeit, schlichtere Zucht, sich auf jenem schlüpferigeren Boden sicher zu bewegen; die sich denn auch im Character des Süddeutschen mehrentheils erfreulich finden.

Einen guten Einfluß auf Schubart, so daß er wenigstens deßhalb genannt werden muß, hatte in Ulm der bekannte Martin Miller, Verfasser des

Siegwart, und mancher gelungenen Lieder im Volkstone: bei der Sparsamkeit, welche in Ulm an eigentlich wissenschaftlich gebildeten Männern statt fand, mußten sie schon darum sich bald nahe berühren. Die in vieler Hinsicht eintreffende Gleichheit ihres ästhetischen Talents vereinigte sie zu herzlicher Verbrüderung. Millers aufgedunsene Weichheit läßt sich in Schubarts Darstellung nicht selten nachweisen; sie entstand bei letzterem vornehmlich aus der wenigen Spannkraft seines Characters. Miller dagegen war allerdings ein Mann von ehrenvestem und unbescholtenem Wandel: seine Manier war die Frucht eines allzu fühlsamen Gemüthes, dem Genialität und das Correctiv abging, das im gründlichen Studium der Alten liegt. Vornehmlich wirkte durch seinen religiösen Sinn, so lange sie zusammen waren, Miller auf Schubart. »Er zog mich, sagt Letzterer, von manchen ausschweifenden Gesellschaften mit brüderlicher Hand zurück, lehrte mich die Tugend durch sein Beispiel schätzen, machte mich wieder aufmerksam auf die christliche Religion, die ich beinahe aufgegeben hatte; erleichterte mir die Urtheile über die mannig-

faltigen Gegenstände meiner Chronik, und schuf mir auf Spatziergängen manchen so seligen Augenblick, daß mich damals schon Vorgefühle meiner jezzigen Ueberzeugung wie Himmelsträume durchschauerten. — »Schubart, du hast keine Grundsätze!« sagte oft Miller zu mir, »und kannst deine Existenz kaum fühlen, sie mag froh oder traurig seyn! Werd' ein Christ; so ist dir's wohl. Ich kann auf manche Einwendungen gegen das Christenthum nicht antworten, aber ich fühle es doch tief, daß Jesus mein Herr ist.« — Ich nahm mir auch vest vor, einmal das Christenthum ernstlich zu untersuchen, meine Ausschweifungen gänzlich abzustellen, und soviel mir nur möglich wäre, das Tyrannenjoch böser Gewohnheiten vom Hals zu schütteln. Aber es schien mir noch immer zu früh, und zum Theil hatte ich noch viel zu viel Anlässe, mich in die Welt zu stürzen, und ihres Gifts noch mehr einzuschlürfen, ungeachtet ich schon übervoll war.

Durch die Chronik, wie durch sein musikalisches Talent wuchs die Celebrität Schubarts zu immer verstärktem Grade. Fremde von jedem Stande such-

ten ihn auf; aber eben dieß machte ihm häufige Zerstreuungen, die seiner Gesundheit schadeten, und machte den Werth der einzelnen Blätter sehr ungleich, je nachdem ihm Muße und Sammlung vergönnt gewesen, oder seine Stimmung gestört worden. Finster indeß lauerte der Ingrimm erzürnter Pfaffen- und Jesuitenfreunde, und eine furchtbare Begebenheit, die sich um jene Zeit zutrug, war ganz geeignet, dem freimüthigen Publicisten als Vorbote seine Unglücks zu dienen. Ein katholischer Jurist, aus dem Gebiete des reichsfreien Nonnenklosters Söflingen, eine halbe Stunde von Ulm, der in Tübingen studirt und von dorther hellere Ansichten mitgebracht hatte, als in seiner Heimath herrschten, kam öfters nach Ulm um dortige Universitätsbekannte zu besuchen, und sprach auch bei Schubart vor, von dem er einen neuen, übrigens unschuldigen Roman lieh. Von Religion ward nicht eine Sylbe gesprochen. Dieser junge Mann äußerte kurz darauf in einem katholischen Wirthshause einige Voltairische Maximen. Er ward eingezogen, im Kloster Wiblingen in ein scheußliches Gefängniß geworfen, und, wie sein Urtheil lautete,

aus Gnade und Barmherzigkeit als ein Lästerer Gottes und der Heiligen enthauptet, verbrannt, und seine Asche in die Iller gestreut *). Kaum war er todt, so streute man aus, Schubart sey die Ursache seines Verderbens und habe ihm die so schrecklich geahndeten Grundsätze eingeflößt, so daß jener sich nicht aus Ulm wagen durfte, weil man ihm laut mit einem ähnlichen Schicksale drohte. Auf einigen Ausflügen, die er noch vor seiner Katastrophe machte, reiste er in Gesellschaft, und als er seine Verwandten in Nördlingen besuchte, unter fremdem Namen.

Kein Ereigniß indeß vermochte ihn in seinen Aeusserungen vorsichtiger zu machen: sein Spott wider den Augsburgischen Pater Merz nahm eine stets sarcastischere Gestalt an, und veranlaßte viel giftige

*) Wir erzählen auf Treu und Glauben nach Schubart, der die Sache als notorisch aufführt. Wünschenswerth wäre eine actenmäßige Darstellung derselben, die jetzt nach so sehr veränderten Zeiten und Sitten, und da jene Länder längst unter humane Regierungen gekommen sind, keinerlei Anstoß erregen könnte.

Gegenstücke, welche Schubart seinen Freunden mit Gelächter vorlas. Dagegen waren die Verdrießlichkeiten mit der Behörde, welcher selbst von auswärtigen Höfen Klagen über den Ton einzelner Artikel zukamen, ernsthafter, und die Censur goß ihm oft das Feuer seiner Begeisterung und seines Witzes aus.

Zweifacher Todesgefahr war im Jahre 1776. Schubart entgangen; einmal hatte er einen erneuten Anfall vom Schlage, und ein andermal war er dem Ertrinken nahe, als er seinem in der Donau badenden und vom Strudel ergriffenen Sohne, ohne schwimmen zu können, Hülfe reichen wollte. Ein kundigerer Freund eilte zu seiner Rettung herbei, und auch der Knabe ward glücklich geborgen. Das Jahr 1777. kam heran: gleich am ersten Tage desselben erhielt er von einem Freunde aus Karlsruhe die Nachricht, daß der Kapellmeister Sciorti gestorben sey, und man ihn nachdrücklich unterstützen wolle, wenn er sich um diese Stelle zu bewerben gedenke. Zu gleicher Zeit erhielt er Einladungen nach Mannheim, und in Nürnberg arbeitete ein Mann von

Ansehen, ihm eine dauerhafte Versorgung in dieser Stadt seiner Väter auszuwirken.

Gott wollte es anders. Denn in den nämlichen Tagen ward Schubart mündlich und schriftlich gewarnt sich vorzusehen, weil ein schweres Gewitter gegen ihn aufziehe. Er wußte, daß der Kaiserlich Königliche Minister in Ulm, General von Ried, ein stolzer, unversöhnlicher Mann, gegen ihn aufgebracht sey, weil er sich einst, aus Mangel eines tauglichen Flügels, geweigert hatte vor ihm zu spielen. Die Jesuitische Parthei in Augsburg und in der Umgegend von Ulm schürte dieses Feuer; als die Chronik aus einem Wiener Briefe gemeldet hatte, Maria Theresia sey vom Schlage gerührt, brach es aus. General Ried hatte seinen Entschluß, Schubart aufheben zu lassen, dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg mitgetheilt. Dieser, als Landesherr des Unglücklichen, der Sage nach auch selbst gereitzt durch ein unziemliches Epigramm, das Schubart auf des Herzogs Bemühungen um die Schulen seines Landes, mit Bezug auf dessen erste unmildere Regie-

rungsjahre, gemacht haben sollte, behielt dessen Bestrafung sich selbst vor *).

Am ein und zwanzigsten Jenner des Jahres 1777. kam der Klosteramtmann Scholl **) von Blaubeuren, der sich schon früher bei Schubart einzuschleichen gewußt hatte, und ihn bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit, zu fassen verstand, und lud ihn zum Mittagessen in den Gasthof zum Baumstark. »Ich hatte eben Musik (wir lassen Schubart die er-

*) Daß übrigens nicht eine einzelne Veranlassung, sondern der Gedanke, Schubart sey ein deutscher Voltaire, und bedürfe einer moralischen Correction durch physischen Zwang, den Herzog zu solch einem harten Schritte wider den unglücklichen Mann vermocht habe, wird sowohl aus dem Betragen des Fürsten gegen dessen Frau und Kinder, als aus der stufenweisen Behandlung desselben während des Arrestes, welche streng nach des Herzogs Befehl eingerichtet wurde, und endlich aus den eigenen Andeutungen Schubarts und seines Sohnes wahrscheinlich. Ueber die Befugniß zu einer solchen bittern Reinigung der moralischen Disposition eines Individuums von Seiten des Staats, ohne bestimmtes corpus delicti, mochte der Herzog seine eigenen Ansichten haben. Die Beleuchtung einer solchen Frage gehört aber nicht hierher.

**) Gestorben am 22. Juli 1819. drei und achtzig Jahre alt.

greifende Scene seiner Verhaftnahme selbst schildern), und wollte Abends Conzert geben. Ich nahm indeß seine Einladung an. Als ich mit ihm hinging, sagte er ganz furchtsam: »Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen erweisen?« und worin besteht der? — »Mein Schwager der Professor B****r von E****g ist bei mir, und wünscht Sie kennen zu lernen.« — Der kennt mich ja schon von Stuttgard her; und dazu muß ich morgen meine Chronik schreiben. — Doch ich gehe mit Ihnen; mein Chronikblatt soll dennoch fertig werden! — Mein letztes Blatt war das siebente Stück des 1777sten Jahres, und meine letzte öffentliche Arbeit das angehängte Memento mori für Kunstrichter. —

So willig, und so ohne alle Vorsicht eilte ich in die mir gelegte Schlinge. In Ulm hätte mich gewiß niemand gegriffen, denn ich hatte da viele und sehr wichtige Freunde, die mich herzlich liebten. Die dasigen Preußischen Werbofficiere waren mir äußerst zugethan, und hätten dem den Hals gebrochen, der mich angetastet hätte. Aber eine höhere Hand lenkte das ganze Gewirre, und ich mußte

folgen. Ich speiste mit meinem Todesengel, und brachte den Tag ziemlich vergnügt zu: Nach dem Conzert holte mich mein Weib ab, und ging so stumm, so schwertragend neben mir nach Hause, daß ich sie über ihre Schwermuth zur Rede setzte. »Ich weiß nicht, wie mir ist,« sagte sie, und ließ eine Thräne fallen. — Ich schlief das leztemal in ihren Armen — so sanft und ruhig, als ich lange Zeit nicht geschlafen hatte. Denn immer habe ich bemerkt, daß ich vor einem mir begegnenden Unglücke sehr sanft ruhte. So stärkt der treue Vater im Himmel seine Geschöpfe, damit sie auch ihr Leiden tragen können.

Der Tag brach an; ich stand auf, kleidete mich an. Meine Kinder schwiegen um mich herum, meine Gattin bangte. Der Schlitten klimperte vor dem Hause, der mich in den Baumstark führen sollte. — »Leb wohl, Weib!« Sie bot mir die Hand, ward bleicher, alle Muskeln ihres Angesichts zitterten. »Kann denn dieser Fremde nicht zu dir kommen?« — Und das war das lezte Wort aus dem

Munde meiner Lieben. Ich eilte die Stiege hinunter, bestieg den Schlitten. Mein Sohn, dem das Lictorgesicht des Klosteramtmanns wie Wurmsamen zuwider war, schrie aus dem Fenster mir nach: »Papa kommen Sie bald!« — Hoch klopfte mein Herz auf, und Thränen rieselten wider meinen Willen die Backen herab. Ich hielt mich nur Augenblicke im Baumstark auf, — und der fliegende Schlitten riß mich aus Ulm, — weg von allen meinen Lieben, meinem trauten Weibe, meinen Kindern, meinen Freunden, — ohne sie noch einmal fest ans Herz drücken, ihnen für alle ihre Liebe danken, und dann die bange, heiße, blutige Abschiedsthräne, schrecklich wie die Thräne Zoars am Halse Sebas, an ihrem Herzen weinen zu können. —

Da flog ich nun an der Seite meines Führers über beschneite Gefilde weg; — weg von Freunden, die ich viele dunkle Monde lang nicht mehr sehen sollte — mit dem Dolche der Ahndung in der Seele. Ich hatte Mühe Thränen abzuhalten. »Es wird dir doch kein Unglück begegnen?« das war alles, was ich dachte, was mir wie ein geflügelter

Feuerpfeil in der Seele brannte. Mein Führer, ganz in seinen schwarzen Entwurf versunken, und vielleicht die Vortheile berechnend, die ihm ein Fang dieser Art verschaffen konnte, sprach nur sehr wenig; — und ich sonst so redseliger Pilger war zur Bildsäule erstarrt. Zwei auf Gebirgen stehende zerstörte Schlösser, dicht bei Blaubeuren, weckten meine Phantasie, und ich streifte eben in den heroischen Zeiten des alten Deutschlands herum, als der Schlitten hielt und ich von meinem Begleiter in sein Zimmer geführt wurde. Der erste Eintritt ins Zimmer weissagte schon nichts Gutes; da war Niemand, der mich bewillkommte, war alles so stille, wie in einem Leichenhause. Selbst mein Führer verließ mich, und ich war nun bei einem Mädchen alleine, die traurig an der Kunkel saß, und mir, so oft die Spindel auf dem Boden kreiste, mit stillem Mitleid in die Augen sah. Ich nahm ein Buch vom Gesimse — es war Sebaldus Nothanker; da fielen mir Chodowiekis Pfaffenphisiognomieen mit neuem widrigem Eindrucke ins Gesicht. — Und nun öffnete sich plötzlich die Thüre. Der Major von Barenbühler trat an der Spitze

des Grafen von Sponek, des Blaubeurischen Oberamtmanns, und — meines Führers herein, und kündigte mir auf Befehl seines Durchlauchtigsten Herzogs Arrest an. Ich hielt es für Scherz, weil ich den Herrn von Varenbühler noch von Ludwigsburg her sehr genau kannte. Aber seine betroffene Miene und einige bestimmtere Ausdrücke bewiesen mir bald den vollen Ernst seines Auftrags. »Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.« Das sagte ich mit einer Fassung, die für einen so flüchtigen Menschen, wie ich war, nicht stärker und männlicher seyn konnte. Der Major zeigte viel unverstelltes Mitleiden im Antlitz. Scholl aber ging mit seinem Weibe im Zimmer herum und wimmerte: »Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid!« Ob sein Mitleid unverstellt war, mag Gott entscheiden, der Seelenblicker. Das erwähnte Mädchen fuhr von der Kunkel auf und barg ihr thränendes Gesicht in die Schürze. Graf Sponek blieb kalt; als Oberforst-

meister war ihm ein Fang nichts Neues. Des Mitleids ganzen, vollen Trost sprach das Angesicht des Blaubeurischen Oberamtmanns Oetinger aus. Er drückte mir brüderlich die Hand, sprach mir Muth zu, und gab mir seine Handschuhe auf die Reise, mit einem Blicke, der von werdenden Zähren schimmerte. — O welch ein Trost ist's, im Elende gute Menschen zu finden! — Er ist nun eingegangen in seine Ruhe, und dieser Rosmarinstengel duftе auf seinem Grabe.

Man erlaubte mir an mein Weib zu schreiben, aber meine Hand war gelähmt. Ich aß nichts zu Mittag, und stieg, wie ein Missethäter vom gaffenden Pöbel umfluthet, in den Reisewagen. Der Major saß bei mir und war stummer als ich. »O mein Weib und meine Kinder!« nur dieß dachte ich, seufzte ich, stammelte ich. »Sie sind am Bettelstab,« sagte ich zum Major, »ich habe ihnen kaum für ein paar Tage Bedürfnisse hinterlassen. Was werden sie sagen, wenn die Nachricht auf sie hindonnert: Dein Mann, euer Vater ist gefangen?« — Der Major tröstete mich, und versprach mir,

meine Familie dem Herzog aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Er hat hernach Wort gehalten, und ich weiß, daß es ihm Gott lohnen wird. —

Die ganze Reise rauchte ich fast beständig Tabak, eine Gewohnheit, mit der ich oft manchen Kummer zu verdampfen suchte. Unser Nachtlager nahmen wir in Kirchheim, wo ich im Zimmer von ledernen Philistern bewacht wurde, die sich heimlich einander ins Ohr raunten: »Das ist der Schubart! der Malefizkerl! Man wird ihm 'nmal den Grind herunterfegen.« Das hörte ich und schlief kaum Minuten. Man schickte von da aus eine Staffette an den Herzog, um seine weiteren Befehle zu erwarten. Er war Anfangs entschlossen, mich auf die Bestung Hohentwiel zu setzen; aber Gott lenkte sein Herz anders, und gleich mit dem grauenden Morgen des 24. Jenners wurde mir angezeigt: daß ich auf den Asperg in sehr enge Verwahrung genommen werden sollte. Ich war verstockt und fühlte nichts mehr. Den Mittag speiste ich in Kanstatt mit einigem Appetit, und zitterte zwei Zeilen an Millern in Ulm aufs Papier: »Nimm dich meines

Weibes und meiner Kinder an! ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen.« Das war alles, was ich schrieb; der Brief kam aber nicht an seine Behörde.

Schauer fuhr durch mein Gebein, als sich der Asperg vor mir aus seinem blauen Schleier enthüllte. »Was wird dich dort erwarten?« — so dachte ich, als der Wagen bereits vor der Vestung stille hielt. Der Herzog war selbst zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man mich verwahren sollte. — Wem man mit eiskalter Hand ins Herz greift, und es ihm quetscht, daß blutige Tropfen in beiden Augenwinkeln hangen, dem ist's nicht bånger als mir. Der Commandant Rieger, ein durch seine rasche Thåtigkeit, süße und bittre Schicksale, gute und böse Gerüchte in Deutschland sehr bekannter Name, kam sogleich zu mir; ich empfahl mich seinem Mitleid; mein Führer nahm Abschied, und ich wurde in den Thurm geführt, dicht am Zimmer vorbei, von dem der Herzog und seine Gemahlin herunterschauten. Ich empfahl dem Commandanten mein Weib und meine Kinder aufs dringendste zur Fürsprache

bei dem Fürsten; er ging, kam in wenigen Augenblicken wieder, und brachte mir die fröhliche Kunde: »daß der Herzog meinem Weibe einen Jahrgehalt von zweihundert Gulden ausgemacht, und meine Kinder in die Academie zu Stuttgard aufgenommen hätte.« Ha, welch ein Berg war da von mir gewälzt! Und um wie viel gestärkter konnte ich nun die züchtigenden Leiden tragen, die über mich verhängt waren! —

Jetzt rasselte die Thüre hinter mir zu, und ich war allein — in einem grauen, düstern Felsenloche allein. — Ich stand und starrte vor Entsetzen, wie einer, den die donnernde Woge verschlang und dessen Seele nun im schaurigen Scheol erwacht. — Hier in dieser Schauergrotte, in diesem Jammergeklüfte sollte ich dreihundert sieben und siebzig Tage verächzen! — Die Mandarins sagen: »Es gibt nur Eine Hölle — das Gefängniß.« Diese Hölle schlug nun ihre Flügel über mir zusammen; hüllte mich ein in ihre schreckliche Nacht, und geisselte mich mit ihren Flammen! —«

Als sich Schubart aus der ersten Betäubung er-

holt hatte, kam ihm sein Traum vor acht Jahren vor die Seele *). Trübe Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er saß ganze Stunden starr und unbeweglich auf seinem Strohlager, und betrachtete die öde Wand, und den eisernen Ring, der darein gemauert war, um ihn nach dem Befehle des Herzogs sogleich daran zu ketten, wenn er nur im Geringsten etwas versehen sollte. Die Menschen, die ihm sein Thränenbrod und das Cisternenwasser brachten, hatten den strengsten Befehl, kein Wort mit ihm zu sprechen. Alle Mittel sich zu unterhalten, waren ihm versagt: es war auf die strengste Buße abgesehen; nur die Bibel blieb ihm zugestanden. Da er diese bisher an sich wenig geachtet hatte, konnte ihm die Art, wie jetzt ihr Studium ihm dargeboten werden sollte, sie nicht empfehlen. Er empfand die Qualen der Langeweile auf das bitterste: »Ich zählte, sagt er, nicht mehr Tage, sondern Stunden, und hörte oft Minuten auftreten, so leise wurde mein Gehör für die Zeit. Ein zurückgelegter Tag

*) Siehe Seite 166.

war für mich ein vom Herzen abgewälztes Felsenstück. Ich zählte meine Tritte, meine Pulsschläge, alle Spalten und Ritzen im Kerkergewölbe, die Fäden an der Matratze, womit ich mich deckte. Ich wiederholte nach dem Alphabet alles, was ich aus verschiedenen Wissenschaften und Künsten wußte; aber dieser Zeitvertreib verleidete mir am ersten, denn alle Wissenschaft ist ohne die Wollust der Mittheilung Qual für die Seele. Da ich Menschen hörte, ob ich sie gleich nicht sah; so war dieß meine erste, liebste Unterhaltung, daß ich auf ihre Stimmen horchte, und einen Versuch machte, wie viel sich vom physischen, intellectuellen und sittlichen Character des Menschen aus der Stimme errathen lasse. Es ist mir bei manchen gelungen, wie ich nachher erfahren habe. So wie sich das Alter nach seinen verschiedenen Stufen in der Stimme des Menschen abbildet: so gibt der Mensch auch nicht selten den Ton seiner innern Fähigkeiten und Herzensstimmung an. Klarheit und Dumpfheit, Tiefe und Höhe, Dicke und Dünne, heller und finsterer Ton, Schnelligkeit und Trägheit, Einklang und Tonwechsel, ho=

her klingender Diskant und tiefertragender Baß, mit Einem Wort der ganze Umfang des Tons vom ersten kaum hörbaren Laut an, bis zum Schlage des hallenden Donners hat seine bestimmte Deutung, und der Mann wird noch kommen, der mit dem Ohre fast eben so sicher, als Lavater und noch schärfere Physiognomen mit dem Auge, über den Character des Menschen zu urtheilen fähig ist. —

»Ich machte Anfangs Entwürfe zu Romanen, Gedichten, und andern Büchern, und versuchte es zuweilen, ob ich nicht, wie Moser, mit der Lichtputze schreiben könnte. Es gelang mir, und ich verfertigte auf diese Art manches geistliche Lied, auch andre Gedichte, wovon einige wohl verdient hätten, gedruckt zu werden. Aber man merkte es bald, und feilte die Spitze an der Lichtscheere ab, wodurch ich auf einmal um meinen süßen Zeitvertreib kam. Die verfertigten Gedichte wurden mir abgenommen, und sind hernach verloren gegangen. Ich bedaure darunter: Die Freiheit; ein Gedicht an Klopstock; eins an Miller; und einen Entwurf: Der verlorene Sohn. Ich versuchte es aber mit dem

Dorn meiner Knieschnalle, und machte wieder verschiedenes. Aber diese wurde mir entwendet. Endlich behielt ich eine Gabel; aber man entdeckte auch dieß, und drohte mir mit der Kette *).«

Unter solchen Umständen blieb denn allerdings die Bibel seine letzte Zuflucht, und nun warf er sich mit allem Feuer der Seele in die Lesung dieses würdigen Buches. Wie hätte er nicht, einmal dessen Studium hingegeben, es aufs innigste lieb gewinnen, und nach ihm den betrübten Zustand seines

*) Der verlorene Sohn sollte ein episches Gedicht in zwölf Gesängen werden. Es war in Hexametern geschrieben, und vier Gesänge lagen bereits davon fertig — mit Bleistift sehr deutlich geschrieben — und hinter einer Diele seines Kerkers versteckt. Einst, da er eben die im Kopf verfertigten Hexameter niederschrieb, öffnete plötzlich der Commandant seine Thüre, überraschte ihn noch, da er die Zettel verbergen wollte, und drang so heftig in ihn, daß er das ganze Verbrechen gestand, und leider! auch die versteckten Papiere auslieferte. Der General verließ ihn mit der Drohung: daß er ihn an die Wand würde schmieden lassen, wofern er sich wieder mit so heillosem weltlichem Geschreibsel befaßte; nahm die Papiere und sein theures Stift mit sich; und nie sah der arme Gefangene sein Gedicht wieder. Den verlorenen Sohn hielt Schubart für sein bestes poetisches Product. (Bemerkung des Sohns.)

Inneren erkennen sollen? Schade, daß diese Erkenntniß in einem Zustande geschah, wo die Selbsterweckung nicht eine kräftige Umkehr zu thätigem Christenthume, zu einem gemäßigten, harmonischen, der Menschheit besonnen und heiter gewidmeten Wirken erzielen konnte, sondern jenes Einsenken in einen krankhaften Theosophismus herbeiführen mußte, in welchem er die meiste Zeit seines Kerkerlebens sich abcasteit hat. Diese Stimmung zu erzeugen gab sich Schubarts erster Commandant, General von Rieger, besondere Mühe. Dieser Mann, Sohn eines seiner Zeit bedeutenden Würtembergischen Theologen, hatte selbst vier Jahre auf der Vestung Hohentwiel, und zwar in einem Loche gesessen, wo er kein Menschenangesicht zu sehen bekam. Man haspelte ihm seine sparsame Kost von oben herunter, gab ihm weder Stuhl noch Tisch, kehrte seinen Kerker nie aus, ließ ihm Bart und Nägel wachsen, und gestattete ihm nicht einmal einen Nachtstuhl. Da hatte sich seiner dieselbe ascetische Richtung bemächtigt, durch die er jetzt seinen Gefangenen aus dem geistigen Verderben zu reißen hoffte; er gab ihm die

Bücher mystischer Theologen, und brachte selbst, als allmählig Schubart einer milderen Behandlung gewürdigt worden, einen Mann zu ihm, der nur zu sehr geeignet war, obige Richtung auch in Schubart zu erzeugen. Es war dieß der als Mechaniker und Astronom rühmlich bekannte, in der Theologie aber durch eine chiliastische Mystik berüchtigte Pfarrer Hahn, damals zu Kornwestheim, nachmals zu Echterdingen im Würtembergischen. Dieser stellte eine förmliche geistliche Cur mit ihm an, und machte ihn, indem er demselben methodisch nach Art der altchristlichen Asceten stufenweise Bußübungen vorschrieb, allmählig zu einem völlig zerknirschten Frömmler *).

*) Da Schubart von diesem Manne namentlich auch mit dem Capitel von den Höllenstrafen ängstlich behelligt wurde, über deren Zeitdauer oder Ewigkeit damals die Theologen sich stritten, wird es nicht unzweckmäßig seyn, eine Anecdote anzuführen, die Schubart über die Wirksamkeit der ersteren dieser Theorieen mittheilt. „Ein Würtembergischer General, heißt es, erzählte mir, daß er kürzlich auf der Jagd einen Bauer angetroffen, der im Zorn zu seinem Gegner sagte: „Kerl, an dich wende ich auch tausend Jahr!“ – Der General, dem die-

Am dritten Februar 1778. kam der Commandant, und führte Schubart auf Befehl des Herzogs aus seinem Thurme in ein luftiges, trocknes, heiteres Zimmer, wo er wieder aufathmete wie ein Auferstandner, als er den Himmel und die Menschen wiedersah. »Der bloße Anblick meiner Brüder, sind seine Worte, das frohe Gewimmel der spielenden Jugend auf dem Festungsplatze, ein mitleidiges Auge, das zuweilen zu meinem Eisengitter emporsah, stärkte mich mehr, als es alle Arzneien der Welt vermocht hätten. Nie habe ich die Liebe zu den Menschen und ihren unaussprechlichen Werth tiefer empfunden, als in diesen seligen Augenblicken. Und wie durchstach es mein Herz, wenn so mancher mit mir reden wollte, wenn ich kommenden Trost auf seinen Lippen schweben sah, und er — eingedenk des fürstlichen Verbots, wieder verstummte.

---

ses auffiel, fragte den Bauer: wie er dies meine? „Mein Pfarrer," erwiederte der Bauer, „hat mir gesagt, daß die Höllenstrafen zwar lang, aber nicht ewig dauern — und um meine Rache zu kühlen, verwende ich tausend Jahre an diesen Kerl."

»Eine der bittersten Empfindungen war für mich der Anblick so vieler Elenden, die ich nun täglich vor meinen Augen sah. Ich hörte vorher die Ketten nur rasseln; nun sah ich auch die Unglücklichen, die sie trugen. Leute, die bei Wasser und Brod Ketten tragen, und hinter dem Karren ächzen müssen, wie durchschneidend ist dieser Anblick? — Ich sah einmal das Weib eines Gallioten (welches ihn besucht hatte) neben ihm sitzen, und mit dem vollen Blicke des Mitleids auf sein Fußeisen niederschauen. Sie schob es ihm weg, rieb die Stelle, und beträufelte sie mit dem Balsam ihrer Thränen. Der Mann rauchte Tabak, und dampfte so sehr er konnte, um seine Thränen zu bergen. »O Judith, betrübe dich nicht so sehr, es wird schon anders kommen!« Das was alles was er stammeln konnte.«

Wenn wir diese sanften, theilnehmenden, würdigen Betrachtungen natürlich finden, kann uns auch das einzelne Tiefgefühlte nicht ungerührt lassen, was sich, obwohl mit dem Beischmacke einer überreitzten Phantasie, im Folgenden ausspricht: »Nie sah ich einen ehemaligen Beamten, oder sonst einen Bürger des Landes, der

sich etwa aus Uebereilung, aus Mangel ökonomischer Einsichten, von einer starken Familie gedrückt oder aus der thörichten Begierde, sein Glück in Lotterien zu suchen, an der Casse des Fürsten vergriff (immer mit dem Vorsatz, es wieder zu ersetzen); ohne mir die Züchtlinge jener Welt vorzustellen, die entweder in Feuer- oder Eiszonen die Last ihrer Verbrechen tragen, und dem Tage der Erbarmung entgegen ächzen. — O wie sehr, wie am meisten sind die Menschen zu bedauern, die sich ihr Elend selbst zugezogen haben! denn dieß sind eben die Allerunglücklichsten unter der Sonne, weil ihnen der Trost des guten Gewissens fehlt. Ich konnte mir den Trost der Schrift Jahrelang nicht zueignen, weil ich dachte: das geht nur die Leidenden um der Wahrheit willen an. Die Stellen Petri II. 20. V. und IV. 15. und 16. V. brannten oft wie griechisches Feuer in meinen Gebeinen, bis ich im Lichte Gottes erkannte, daß die ganze Versöhnungsanstalt ganz eigen auf die Errettung derjenigen abzwecke, so sich selbst elend gemacht haben. Niemand hat jemals

unschuldig gelitten; Jesus litt für alle; und die heiligsten Märtyrer trugen die Last ihrer eignen Schuld. — Man ist so grausam, die Buße der Gezüchtigten eine Henkersbuße zu nennen, und zu glauben, daß wenn sie wieder aus der Klemme kämen, sie ärger würden, als zuvor. — Es kann seyn, dachte ich, — und mir schauerte die Haut — daß du in der Welt wieder umschlügest; aber sind deßwegen deine jetzigen Empfindungen nicht wahr? — »O Gott, umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gib sie mir erst alsdann, wann ich sie nicht mehr mißbrauche!« — Wenn man sich doch hütete, ein rasches Verdammungsurtheil über seine Brüder zu sprechen! Kein Mensch ist so verdorben, der nicht noch einen trocknen Fleck hätte, bei dem ihn Gott greifen und aus dem Schlamme heben kann. —

»Das einfältig erhabne Tempellied, das ich nun wieder aus der nahen Kirche tönen hörte, erquickte mein Herz: ich sang mit, feyerte den Sonntag mit entzückter Andacht, und empfand die Segnungen Gottes nie mehr, als an diesem Tage. Die Vor-

sehung Gottes verherrlichte sich so augenscheinlich an mir, daß ich in der kleinsten Begebenheit meines so engen Lebenskreises ihren lenkenden Finger bemerkte. Ich stellte häufige Prüfungen über mich selber an — das allerwirksamste Geschäft eines Christen — und fühlte gleichsam mit ängstlichem Schmerz jeden finstern Fleck in mir. Aber jedes Gefühl dieser Art ist eine Wehe, die eine neue Frucht des Lichts ausgebiert. Der neue Mensch, dieser wahre Sohn Gottes, wird, wie der alte, unter Geburtsschmerzen geboren. Ich fing nun an, mit Erstaunen und tiefer Anbetung, die Möglichkeit meiner Herstellung oder vielmehr Umschaffung nach Gottes Bild einzusehen. Je mehr ich's einsah, desto mehr wuchs die Liebe Gottes in mir; und je mehr diese wuchs, je sichtbarer waren die Spuren seiner Gnade um mich her gestreut. Wenn mich Krankheit und Unmuth so niederdrückte, daß ich kaum noch seufzen konnte; so entstand plötzlich ein schnelles, unaussprechliches Gefühl in mir, daß ich schreyen, und flehen mußte: »O laß nach, ewige Liebe, laß nach! ich bin noch zu schwach, deine Umarmungen zu tragen.« —

Schubart war während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg in Betracht seines ärgerlichen Wandels von dortiger Geistlichkeit excommunicirt worden. Seine Zulassung zum heiligen Abendmahl, zu dem er jetzt ein inniges und sehr natürliches Sehnen empfand, konnte daher nur nach erhaltener Erlaubniß von Seiten des Consistoriums in Stuttgard geschehen. Hierauf ward ihm am 13. März 1778. der Wunsch seines Herzens gewährt. Auch in anderer Hinsicht hatte sein Loos an Milde gewonnen, und unter andern ward auch der Zugang zu ihm einzelnen ausgezeichneten Fremden nicht verweigert, wie ihn denn am 24. Juni Lavater mit seinem Besuche erfreuen durfte. Seine leiblichen Bedürfnisse zwar wurden ihm im Ganzen sparsam gereicht, denn es sollten auf die Beköstigung täglich nur zwölf Kreuzer verwendet werden. Dagegen erquickte ihn der Commandant öfters mit außerordentlichen Genüssen, namentlich mit Wein, den er sehr liebte, vorzüglich, wie er mündlich seinem Sohne äußerte, wenn ein wichtiger Brief

für den Herrn General zu entwerfen, oder ein empfehlendes Gelegenheitsgedicht zu verfertigen war.

Den drei und zwanzigsten Juli ward Schubart in ein anderes, dunkleres Gefängniß gesperrt, wo ihm aber die stille Befriedigung ward, seine Leiden einem theilnehmenden Mitleidenden klagen zu können. Neben dem neuen Kerker nämlich war jener Herr von Scheidlin aus Augsburg aufbewahrt, dessen wir zu Eingange dieses Lebensabrisses erwähnt haben. Ihn hatte die Grausamkeit seiner Brüder wegen eines leicht verzeihlichen Fehltritts bereits ins neunzehnte Jahr dort eingegraben: Schubarts Gedicht Selmar an seinen Bruder spricht diese Beziehungen aus *).

Welche Quelle von Trost in solchen Verhältnissen diese Gesellschaft enthielt, wer möchte das noch

*) Scheidlin hatte indeß bei weitem mehr Spielraum in seinem Verhafte als Schubart: er durfte lesen, schreiben, Clavier spielen und genoß aller Bequemlichkeiten, die er nach seinem Stande wünschen durfte, bis auf die Freiheit. Auf welche sinnreiche Art er Schubart behülflich war, seine Lebensbeschreibung aufzuzeichnen, ist oben erinnert. Späterhin erhielt Herr von S. beinahe gleichzeitig mit Schubart seine Freiheit.

ausführlich erörtern? Das gleiche Schicksal machte bald beide zu Freunden, und Schubart entdeckte in seinem Unglücksgefährten ein feuriges, dem seinigen gleichartiges Gemüth, einen gebildeten und unterrichteten Geist, und da ihr Lebensgang sich in mancher Hinsicht entsprach, auch die Vaterstadt Scheidlins einen Unterhaltungspunkt mehr gewährte, so befanden sie sich zu einander wie zwei auf einer wüsten Insel Ausgesetzte, die, indem sie sich dieß sinnliche Daseyn zu fristen suchen, wie sie können, in dem Troste, das höhere sittliche nicht vereinsamt zu wissen, ihre unglückliche Lage erleichtert, ja erquicklich fühlen.

Die Kerkerqual hatte unterdeß Schubarts Gesundheit sehr geschwächt. Anfälle von Schwindel, Lähmungen, Zittern der Nerven, Brustschmerzen schienen ihm eine allmählige Auflösung zu verkünden. Das Vorgefühl des Todes bemächtigte sich seiner so, daß er täglich sein Ende vermuthete. Im October kratzte er nachstehenden Brief an seine Gattin mit einem Nagel aufs Papier:

»Ahndungen, und ein von Ausschweifungen und

anhaltenden Leiden geschwächter Körper kündigen mir meinen Tod — das Ende meiner Qualen an. — O du meine Liebe, du einzige auserwählte Freundin meines Lebens, du einsame Uebrige! könnte ich es dir sagen, wie lieb und theuer du mir bist, und wie ich schon zwei Jahre im Kerkerstaub mit meiner Liebe, und ach! mit der bittern Empfindung ringe, deiner nicht werth gewesen zu seyn. — Gott hat die Thränen schrecklich gerächt, die ich dir auspreßte, hat mir jeden Schmerz heimgegeben, den ich dir zuzog, hat mich der zärtlichen Pflege deiner Hand entrissen, und mich in den Kerker geworfen, wo ich ohne süßen, menschlichen Trost, und ohne beklagt zu werden, sterben soll. — Tausend Thränen habe ich deinetwegen geweint, bis ich Vergebung erflehte. — Er hat mir verziehen der erbarmende Gott; und du, mein Engel, verzeihest mir gewiß auch. Was ich für dich jetzt thun kann, das thue ich. In jedem Gebet kniest du mit unsern lieben Kindern neben mir, und ich lege die Hand auf euch und segne euch. Ich weiß, Gott hat mein Gebet erhört. Du wirst leben, und keinen Mangel haben; wirst deiner

Kinder Rathgeberin seyn, und viel Freude an ihnen erleben. Vielleicht, daß noch ein würdigerer Freund, als ich bin, dein Führer auf dem Weg zum Himmel wird. Ich hätte es seyn sollen, und war's nicht. — O tröste dich wegen meiner. Gott ließ sein Gericht über meinen Leib ergehen, damit die Seele genese. — Ach ich habe schwer gesündigt, einzige Freundin, mehr als dich deine Liebe glauben läßt. Aber Jesus betete für mich — der Jesus, den ich schändlich verkannte, hat mich in seine Pflege genommen, meine Thränen gesehen, mein Seufzen gehört, und mich versöhnt mit seinem Blute. In seinem Reiche will ich dir's erzählen, durch welche heißen Kämpfe er mich geführt, wie göttlich er mich überzeugt, und wie unaussprechlich er sich meiner erbarmt hat. Du wirst mich wiedersehen in jener Welt, wie du so oft und so zärtlich wünschtest; aber du hast noch manchen Kampf zu kämpfen, noch manche Veränderung an Leib und Seele zu erfahren, bis des Wiedersehens selige Stunde erscheint. Es ist alles viel anders, als die natürliche Zärtlichkeit im Mondschein träumt. Gottes Geist wird dir

dieß, wie mir, aufschließen, wenn du ihn darum bittest.

Meine Kinder! — O meine Kinder! Lege deine Hand statt meiner auf ihre Stirne, und heilige sie dem Herrn. Wenn sie dereinst die Schmach drückt, daß ihr Vater als ein Verworfner im Kerker starb; so erzähle ihnen meine Fehler, meine Reue, und erflehe ihnen von Gott die Klugheit, gleicher Schande zu entfliehen. Ich sah unsern Sohn im Traume auf einem reichen vergüldeten Aehrenfelde neben einer reifen Garbe stehen; ich aber stand unter einer Menge Bäume voll unreifer Kirschen. Ein Mädchen pflückte eine Kirsche, die halb röthlich war, und bot sie mir. »Sie ist unzeitig,« sprach ich, und warf sie weg. »Das bist du,« sagtest du zu mir, meine Liebe, indem du feyerlich ernst neben mich tratest. »Aber sieh dort unsern Sohn auf dem goldnen Aehrenfeld! Er soll als eine reife Garbe in die Scheune kommen.« — Ich erwachte, haschte nach deinem Bild, aber es zerfloß in Luft. So tröstet mich der Engel, der mich beschützt, bald wachend, bald träumend. — Segne meine Techter; grüße dei-

nen Vater, den ehrenvollen Greis, deine Mutter, deine Geschwister. Sey du ihr Engel, und lehre sie, zu entsagen dem Irdischen, und zu trachten nach dem, was im Himmel ist. Erneuere mein Andenken in den Herzen aller meiner Freunde, und sage ihnen, daß ich im Glauben an Christus, nach manchem schweren Kampfe, freudig und getrost entschlafen sey. Besuche mein Grab, so du kannst; ich werde auf einen ländlichen Kirchhof zu liegen kommen, und einst unter Landleuten, Soldaten und armen Gefangenen, die hier ihre Ketten niederlegten, erwachen. Du darfst wohl weinen auf meinem Grabe, denn da modert ein Herz, das dich bis in den Tod geliebt hat, und alle deine Briefe, die du mir schriebst, liegen auf diesem Herzen, und modern mit ihm. Und nun! meine Thränen sind geweint, — meine Seufzer hingegossen, — mein Schmerz durchempfunden! — Gottes Friede schwebt über meiner Seele. — Leb wohl! Für dieses Leben gute Nacht! — Beste, liebste, treuste, zärtlichste Gattin, du fromme, arme Dulderin — Gott lohne dir deine Liebe und deine Leiden!

— „O Wiedersehen!
O du der Liebenden Wiedersehen!“

Thränen und Herzschläge lassen mich nicht mehr schreiben.

Am 642sten Tage meiner
Gefangenschaft.

Dein armer gefangener
Mann.“

Das düstere seines inneren und äußeren Zustandes während jenes Herbstes, und des darauf folgenden Winters malen wir ebenfalls mit seinen eigenen Worten: »Dieß kränkliche Wesen währte bei mir den ganzen Herbst hindurch, und jedes welkende fallende Blatt einer Linde, die gerade vor meinem Gesichte stand, erinnerte mich an meinen Tod. Zwar hatte der Tod sein Schreckliches für mich mehrentheils verloren; aber ich blieb Mensch, und dachte daher nie ohne heimliches Aufschauern an ihn. Wenn unser Oberhaupt Christus sagen konnte: »Vater, hilf mir aus dieser Stunde!« — wenn er im nächtlichen Garten die Angst des Todes mit Blutschweiß

auf der Stirne, mit tiefgesenktem Haupt, durch alle Tiefen seiner Seele empfand: warum will man seinen schwächlichen Bekennern einen Heroismus im Tode, eine Furchtlosigkeit vor seinen Schrecknissen zumuthen, die gegen die Natur des Menschen streitet? — Wie melancholisch-süß war für mich der Anblick, wenn man eine Soldatenleiche vor mir vorübertrug, und der Todtenmarsch mit gedämpfter Trommel hinter dem Sarg hertönte; wenn die Kameraden des Heimgegangenen ernst und mit gesunkenem Gewehre hinter ihm herschritten, und mir von ferne der letzte Soldatengruß aus prasselnden Wehren in die Ohren donnerte! — »O schlaf wohl, du guter Krieger,« dachte ich, »du kommst in ein Land wo kein Bajonett mehr blinkt, kein Säbel durch die Luft pfeift, keine tödende Kugel fliegt, kein Schlachtruf brüllt — wo Sturm und Schneegestöber dich nicht mehr treffen; wo der Geist des Friedens über dir säuselt, und dir einen Posten anweiset, auf dem du all deinen Kummer, dein Aechzen unter dem Degen deines Befehlshabers, dei-

nen Mangel, dein trauriges Negerleben bald vergessen haben wirst!« — *)

»Und so brütete ich den Herbst und seinen strengern Bruder den Winter hin. O wie lang, wie öde, wie schreckhaft ist die zögernde Winternacht für einen Gefangenen. Um acht Uhr mußte ich das Licht löschen, und zwölf bis dreizehn bange Stunden in todter Finsterniß liegen. Ich machte oft meine Betrachtung darüber, daß Gott den Verdammten mit den Ketten der Finsterniß droht. — Finsterniß! eine schreckliche Strafe für den Lichtverlangenden Menschen. Ich dachte oft, wenn alles Nacht und Dunkel um mich war, wenn kein Sternenlicht an meinem Gitter hing, wenn die Finsterniß sichtbar und beinahe greifbar vor mir brütete; da dachte ich: »Wenn du zehn, zwanzig Jahre in dieser Finsterniß leben müßtest, nichts hörtest als das Geächz und Röcheln der Elenden um dich her, und ihr Ketten-

---

*) In diese Zeit fällt das rührende volksmäßige Gedicht der Todtenmarsch, welches nach der Melodie der Trauermusik bei einer Soldatenleiche abgefaßt ward.

geklirr! — wenn eine bleiche, gähnende Jammergestalt zuweilen aus der dicken Nacht blickte, und mit einem hohlen Seufzer wieder verschwände! — wenn Todtengerippe um dich her schlotterten; wenn schneidende Kälte das Mark in deinen Gebeinen erstarren machte; — dann wärest du in der Hölle; in eben dem Theil derselben, von dem Christus spricht: »Werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß — in's Dunkel! da seyn wird Heulen, und wegen des unerträglichen Frostes — Zähneklappern.« — Solche Betrachtungen vermehrten meinen Eifer in der täglichen Heiligung, und mein erster, größter, heißester Seufzer war es: »O Gott, aus dem Kerker, wieder in den Kerker! — Ach vor diesem Schicksale bewahre mich deine Liebe, deine ewige Liebe!«

»Wenn ich ein Clavier, oder Dinte und Feder gehabt hätte, so würde ich den Schwachheiten meines Leibes weniger haben nachdenken können. Aber dieß wurde mir noch immer mit der äußersten Strenge versagt. Man erlaubte mir nicht einmal ein Bleistift, die Sprüche der Bibel zu unterstreichen. Meine Gattin versteckte einmal in der Uhrtasche meiner

Beinkleider ein Bleistift; ich fand es, schrieb einige Lieder damit auf, und warf es bald in der Angst meines Herzens zum Fenster hinaus. — »Gott,« seufzte ich da, »welchem Vögelein habe ich in meiner Jugend die Zunge ausgerissen und es wieder fliegen lassen, daß es dir kein Lied singen soll?« — Doch so büßt man Schriftstellersünden, dachte ich wieder, und trug mein Schicksal geduldig.« — In dieser Zeit waren die Besuche Hahns bei Schubart besonders häufig, und trugen das ihrige bei, das Melancholische seines Seelenzustandes zu vermehren.

Am ersten Februar 1779. erschien der Herzog auf dem Asperge, und erlaubte dem Gefangenen die Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes. Als hierauf durch ein neuerrichtetes Füsilierbataillon, dessen Chef der General Rieger ward, eine neue Veränderung in den Zimmern der Bestung veranlaßt wurde, erhielt Schubart wieder ein besseres Gemach, luftig, ziemlich hell und mit Aussicht; und dabei blieb ihm die Freude, seinen Freund Scheidlin abermals neben sich zu wissen. Auch fand er an dem Hauptmanne, dem die Aufsicht über die Gefangenen anvertraut

wurde, einen religiös gesinnten, theilnehmenden Mann, der ihn in seiner Trauer bestens zu beruhigen suchte. In der Osterzeit, die ihn an sich schon hinsichtlich seiner religiösen Stimmung erhob, ward er hierauf mehrfach erfreut und erleichtert: denn nicht nur traf gerade da ein Brief seiner Gattin ein, welche nach ihrer treuen Weise ihn nicht allein fortwährend auf schriftlichem Wege ihrer Liebe zu versichern bemüht war, sondern auch unablässig Alles aufbot, um für ihren Mann durch Gönner und Fürsprecher zu wirken; es traf sogar die unerwartete Erlaubniß für ihn ein, in der Kirche die Orgel zu spielen, und Abends mit dem Commandanten um den Wall spatzieren zu gehen.

Die Gefühle, welche Gattin und Gatten um diese Zeit bewegten, sprechen sich in zwei Gedichten aus, welche hier an ihrer Stelle seyn möchten, da sie von Schubart in seine Sammlung, aus welchem Grunde, ist uns unbekannt, nicht aufgenommen wurden. Das erstere sandte ihm seine Gattin mit ihrem Briefe zu:

„Ausgeweint in trüben Stunden
Hat mein Auge seine Kraft,
Ruh' und Freuden sind verschwunden,
Wenn sie Gott nicht wieder schafft.

Hin in meine Klagekammer
Folgt mein banges Leiden nach,
Einsam such' ich meinem Jammer
Lindrung, die so lang' gebrach.

Fern in Schauerfinsternissen
Seufzest du dein Leben hin,
Weg aus deinem Arm gerissen,
Fühl' ich kaum noch, daß ich bin.

Holder Frühling, allen Dingen,
Die dich fühlen, bist du gut:
Wirst du mir auch Wonne bringen?
Neu erwecken meinen Muth?

Wirst du nicht, mein Kummer, enden?
Enden nicht, o Herzensdrang?
Wirst du mir nicht Tröstung senden,
Gott, auf meinem Lebensgang?

Ja du bist der Gott der Liebe,
Liebe war dein erstes Thun,
Du belohnst die reinen Triebe,
Die in unserm Busen ruhn.

Nun so steh in düstern Tagen
Meinem liebsten Freunde bei;
Laß mich nicht vergebens klagen,
Hör mein jammerndes Geschrey.

Schick im Lauf von vierzig Jahren
Meinem Besten Freude zu,
Laß ihn deine Lieb' erfahren,
Ström in seine Seele Ruh'.

Schau, o Gott, auf uns hernieder,
Tröstungen im Vaterblick, —
Gieß auf unsre Wege wieder
Segen, Frieden, Heil und Glück.

O dann rinnen Dankes Zähren
Auf mein glühend Herz herab;
Ewig soll mein Preis dann währen
Ihm, der mir den Lieben gab."

Schubart antwortete:

„Und du klagst noch immer, Theure,
Weinest deine Blicke stumpf?
Und ich stehe da und feyre
Jauchzend meines Herrn Triumph?

Stehe da auf meinem Walle
Voll von Gott und seinem Lob,
Der mich nach so tiefem Falle
Wieder aus dem Staub erhob.

Seh' auf Hügeln, seh' in Thalen
Die Natur im Feyerkleid!
Seh' die Erde wiederstrahlen
Des Erlösers Herrlichkeit.

Seh' in trunkenem Entzücken
Engel auf die Frühlingsflur
Aus den jungen Wolken blicken,
Und belächeln die Natur.

Hör' sie singen: „Mensch, wie diese
Bäume, wie der Rosenstrauch,
Wie das Blümchen deiner Wiese,
Freu dich! so erwachst du auch!"

Und du weinst noch? weine nimmer,
Beste, lüfte deine Brust;
Dieser hohen Hoffnung Schimmer
Füllt uns ja mit Himmelslust.

Geh hinaus, und zieh die Düfte
Jedes Blüthenzweigs in dich,
Denn der Wohlgeruch der Lüfte
Schwimmt, und duftet auch um mich.

Hörst du Nachtigallen schlagen?
O sie schlagen ja auch mir!
Und die Turteltauben tragen
Girrend mir dein Leiden für.

Immer blick auf Veilchen nieder,
Immer küsse deinen Strauß;
Denn die Blümlein duften wieder
Balsam deinem Gatten aus.

Ehre, nichts als Gottes Ehre
Klopft mein Herz mit jedem Schlag;
O, ich bin so froh, als wäre
Heut' mein zweiter Hochzeittag!

Drum so spare deine Zähren,
Bis du dich mit mir vereinst;
Welcher Engel wird dir's wehren,
Wenn du dann vor Wonne weinst?

Ueber'm Grab sollst du mich finden,
Nach durchkämpfter Lebenspein,
Ohne Krankheit, ohne Sünden,
Fessellos und — ewig dein!" *)

Als der Generalmajor von Rieger starb, ward General von Hügel, ein humaner und aufgeklärter Mann, an dessen Stelle zum Commandanten des Aspergs ernannt. Von der größeren Liberalität, mit welcher Schubart immer mehr behandelt wurde, zeugt unter andern die Erlaubniß zur Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte, die ihm der Herzog, weil Armbruster, ein Zögling der Academie zu Stuttgard, ohne des Dichters Wissen eine solche

---

*) Bis hieher hat uns Schubarts eigne Lebensbeschreibung begleitet; von dem Folgenden an fließen die Quellen des Factischen spärlicher, und wir dürfen oder müssen uns daher kürzer fassen.

unvollständig zu veranstalten gewagt hatte, auf sein Ansuchen wider Vermuthung ertheilte. In geselliger Hinsicht ward ihm Manches verstattet. Er errichtete aus einigen jungen Soldaten von der Garnison ein Theater; ging plötzlich in die außerordentlichste Thätigkeit über; verfertigte bei den aufzuführenden Stücken meist Text und Musik zugleich; brachte es so weit, daß am Ende der Herzog selbst, und die angesehensten Personen der Nachbarschaft seinen Vorstellungen beiwohnten; erhielt oft beträchtliche Geschenke; erntete Lob und Beifall ohne Maaß und Ziel: blieb aber nach wie vor der arme unglückliche Arrestant, der sich beim geringsten Versehen, selbst während der Aufführung, die kränkendsten und pöbelhaftesten Ausdrücke seiner Vorgesetzten gefallen lassen, und jeder Sultanslaune ertragen mußte. »Er hat Talente wie ein Engel — hieß es; aber zur Freiheit ist er noch nicht reif.«

Als die Theaterlustbarkeiten, wegen des Abgangs der Acteurs, eingestellt werden mußten, baten einige Schulmeister und Provisors der Gegend um die Erlaubniß, bei Schubart Unterricht in der Musik neh-

men zu dürfen; und erhielten sie. Mit ungleich mehr Segen und Herzensantheil unterzog er sich diesem Unterrichte, als dem vorigen, und hatte auch hier das Glück, auf einige vorzügliche Köpfe zu stossen, die ihn reichlich durch ihre Fortschritte belohnten. Er setzte diese Lehrstunden bis zum Jahre seiner Befreiung fort, gab diesen Landlehrern gründliche Anweisung zum Generalbaß, zum Orgelspiel und Gesang; entwarf für sie ganze Abhandlungen über Choral und Kirchenmusik — und schien ganz wieder auf dem Punkte zu seyn, von wo er ins Leben ausgegangen war. — Diese guten Leute brachten ihm von Zeit zu Zeit, statt des Honorars, Zehnten an Wein und Früchten, wovon er aber weit mehr unter seine Mitgefangenen austheilte, als selbst genoß.

Als der große Orgelspieler Vogler ins Würtembergische kam, ließ er es seine erste Sorge seyn, den gefangenen Schubart auf dem Asperg zu besuchen. Der General, zu dem letzterer schon so oft mit Begeisterung von diesem Künstler gesprochen hatte, wollte sich mit ihrer Zusammenkunft ein kleines Vergnügen machen, und verabredete mit dem Abt, daß er sich

für einen reisenden Gelehrten ausgeben sollte, dessen Liebhaberei die Musik sey. Schubart ward also vorbeschieden; ließ sich mit dem Fremden in ein Gespräch über ihre beiderseitigen Reisen ein; und wurde sodann höflichst ersucht, auf dem Flügel vor ihm zu spielen. Er that dies mit ziemlicher Sorglosigkeit — wie es bei den häufigen Zusprüchen sehr natürlich war. Als aber der Fremde einige vielbedeutende Winke über sein Spiel fallen ließ; brachte ihn dieß in einige Wärme, und er trug ein Paar von ihm selbst gesetzte Chöre aus Klopstocks Hermannsschlacht mit Feuer und Empfindung vor. Der Fremdling war darüber entzückt; und da ihn der General darauf ersuchte, daß er sich gleichfalls hören lassen möchte, erklärte er: »Er habe nach dem Auftritt eines solchen Meisters allen Muth verloren.« Die ganze Gesellschaft drang nun in ihn, und man meinte, daß es bei einem bloßen Liebhaber nicht so genau genommen werden könnte. Endlich setzte sich Vogler — machte zur Probe mit beiden Händen einige Salti mortali durch den ganzen Flügel hin, und trieb sein Wesen so arg, daß Schubart nach weni-

gen Minuten emporfuhr und ausrief: »Das ist entweder der Teufel oder Vogler!« Vogler sprang nun auch auf; sie umarmten sich — und Beide erschöpften nun abwechselnd, den ganzen Tag hindurch sowohl auf dem Flügel als der Orgel, die ganze Stärke ihrer Kunst. Stürmende Kraft, und an Zauberei gränzende Schwierigkeit — war Voglers Character; Schubarts Character: Empfindung, und Feuersprühende Phantasie. Nichts bezauberte Vogler'n mehr, als wenn letzterer Stellen aus der Messiade declamirte, und sie sodann bald gleichzeitig, bald allein auf der Orgel ausmalte — worin er es zu einer seltenen Fertigkeit gebracht hatte.

Endlich, im neunten Jahre der Gefangenschaft, erhielt die Gattin Schubarts mit ihren Kindern die langersehnte Erlaubniß, ihn auf dem Asperge zu besuchen. Ueber diese Scene hat man von ihr selbst folgenden Brief *): »Am vierten Julius 1785. wurde

---

*) Siehe Chronik für die Jugend, drittes Vierteljahrs IX. Stück, S. 134—138, vom 29. August 1785. Augsburg. 8.

ich von einem Bedienten aufgeweckt, der mir einen Brief von dem vortrefflichen Herrn Generalmajor von Bouwinghausen brachte. Der Inhalt war: ich möchte bis halb acht Uhr zu demselben kommen; Sie hätten mir eine angenehme Nachricht zu geben. Ich hoffte sogleich viel Gutes, und konnte die Zeit kaum erwarten. Als ich hinkam, sagten Sie zu mir: ich würde heute meinen lieben Mann sehen und sprechen. Damit ich aber auch Gesellschaft hätte, machten Sie eine Thür auf, wo meine zwei Kinder herauskamen. — Ich war ganz außer mir, konnte aber meine dankbare Empfindung nicht genug ausdrücken, und gerne hätte ich dem lieben Mann die Füße geküßt, wenn er es gelitten hätte. Dann gaben Sie mir zwei Briefe: einen von Sr. Herzogl. Durchlaucht an den Herrn Commandanten der Vestung Asperg, General von Hügel, den andern von der Frau Reichsgräfin von Hohenheim an die Frau Generalin. Die Kutsche war bestellt, wir nahmen ein Frühstück zu uns, und wir, ich und meine Kinder, fuhren nun dem Asperg zu. — Wie es uns auf der Hinreise zu Muthe war, läßt sich

nicht beschreiben, sondern nur noch empfinden. Auf dem Asperg kam uns gleich der zweite Schutzengel, der Herr General von Hügel, obwohl unwissend der Absicht unsrer Ankunft, entgegen. Wir freuten uns alle auf das, was uns bevorstand, mit Zittern. Ich übergab dem Herrn General meine Briefe, und der liebe Mann sorgte sogleich durch seinen Herrn Sohn für die Vorbereitung meines Mannes auf unser Wiedersehn, der auch nichts davon wußte; uns aber führte er einstweilen zu seiner Gemahlin, und blieb bei uns, bis die Nachricht kam, mein Mann wäre bereit, uns zu sprechen. Der Herr General ging selbst hin, um ihn abzuholen. Indessen standen wir alle stumm, und wie versteinert da. Auf einmal ging die Thür auf, und der Herr General und mein Mann traten herein. — Mein Mann schien voller Starkmuth; aber wie er uns erblickte, ward er ganz Empfindung. — Er, ich und meine Kinder drängten uns zusammen, und erstickten fast vor Liebe und Schmerz; unsre Thränen flossen zusammen, wie ein Bach. So standen wir lange, ohne ein Wort zu sprechen, und ich wünschte nur,

daß Sie diese Gruppe gesehen hätten; denn es läßt sich nicht nachempfinden, viel weniger beschreiben, was wir da empfunden haben. — Es war Vorschmack der himmlischen Freuden. — Mein lieber Mann erholte sich zuerst, und hielt eine rührende Rede; lobte und dankte dem Allmächtigen und unserm gnädigsten Fürsten; — dann setzten wir uns, und lobten alle Gott. —

Wir hatten die Erlaubniß, etliche Tage zu bleiben, und waren sechs Tage lang himmlisch vergnügt zusammen. Zwar flossen täglich unsre Thränen, aber es waren ganz andere Thränen, als wir bisher geweint haben. — Ob ich gleich mit meinem Mann schon vieles ausgestanden habe, so bin ich doch stolz darauf, daß Schubart mein Mann ist. — Sie können nicht glauben, wie viele edle und erhabene Personen sich zu ihm drängen und ihn hochschätzen. Diese Theilnehmung so vieler edlen Herzen ist doch auch etwas werth. Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes thun kann. Was mich am meisten an ihn zieht, ist sein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott, und

auch ganz Liebe gegen die Menschen ist; und er kann nun sagen: Ich weiß, an welchen ich glaube! — O wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat! — Aber es ist zu viel, ich kann Ihnen unmöglich Alles beschreiben. — Am sechsten Tage unsers Aufenthalts auf dem Asperg, um die Herzogliche Gnade nicht zu mißbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgard, voll inniger Dankbegierde gegen die unaussprechliche Wohlthat, womit Se. Herzogliche Durchlaucht uns begnadiget haben, die Gott dem erhabensten Fürsten nebst allen übrigen mir und den Meinigen zugeflossenen hohen Gnadenbezeigungen zum Segen anschreiben wolle ewiglich! — Auch der Herr General von Hügel und dessen ganze vornehme Familie erwiesen uns auf dem Asperg alle nur ersinnliche Gnaden, die wir nicht genug verdanken können. — Nun belebt uns aufs Neue die trostvolle Hoffnung, daß uns der liebe Mann und Vater bald hieher nachkommen werde.«

Längst hatte Schubart seine vornehmste Hoffnung zur Freiheit auf den großen König der Preuß-

sen gesetzt, um den er es durch seinen Enthusiasmus für alles was Preußisch hieß, vor allem durch seine Lieder auf den alten Helden gar wohl verdient zu haben meinte. Ob indeß noch Friedrich der Zweite von des Dichters Noth und Zuversicht vernommen, findet sich keine Spur: was aber Er nicht mehr thun konnte, machte Friedrich Wilhelm der Zweite auf des großen Herzberg und der Karschinn Verwendung zu einem schönen Gnadenzeichen seines Regierungsantritts. Daher konnte Schubart nach seiner Entfesselung wohl schreiben: »Ich bin frei! frei und froh wie ein Gott — durch Preußen! — und habe es gewiß vor allen um dieses Biedervolk verdient.«

Unterm sechzehnten März 1787. schrieb die Herzogin Franzisca, Karl Eugens Gemahlin, an die Karschinn *): »Einen Wunsch des Monarchen befriedigen zu können, der bei Aufsetzung Seiner Krone Sein Königreich durch so mannigfaltige Beweise der Menschenliebe über den Verlust Seines erblaßten Monarchen zu trösten wußte, das ist eine Wohlthat für den Fürsten, welcher an Macht unter einem

*) Elbens Schwäb. Chronik, Stuttgard 1787, S. 83.

Könige steht, die selten ist, und durch die nämliche Handlung zugleich die Bitte einer Karschinn zu erfüllen, ist mehr als Belohnung für ein Herz das fühlt. Der Herzog, mein Herr, empfinden es in seinem ganzen Umfange, indem Sie Schubarten nicht nur von dem Aufenthalte der Vestung befreien werden, sondern es nur noch verschieben, weil Sie mit der Befreiung auch den Vortheil, einen Wirkungskreis für seine Talente ihm anzuweisen und für die Bedürfnisse des Lebens zugleich zu sorgen, Sich vorgenommen haben. Schubart wird also in Kurzem das Glück seiner Freiheit dadurch zu erhöhen wissen, daß er dem Könige, der für ihn befahl, ehrfurchtsvoll seinen Dank zu Füßen legt, und einer ihm an Talent verschwisterten Karschinn freundschaftlich seine Loslassung kund zu thun, sein erstes Geschäft seyn läßt *). — Beide Ergießungen sind an ihrer rechten Stelle. Mir blieb nur Theilnehmung, nicht Mitwirkung an seinem verbesserten Schicksale übrig. Franzisca, Herzogin von Würtemberg.«

*) Schubart hat dieß in einem Epigramme gethan, welches das Taschenbuch Orphea auf's Jahr 1825. mittheilt.

Endlich am eilften Mai gedachtes Jahres begab sich Herzog Karl selbst nach der Veste, und kündigte dem Dichter seine Freiheit an. Unter dem sechzehnten desselben Monats erhielt er seine Bestallung als Theaterdirector und Hofdichter zu Stuttgard, und am achtzehnten lag er in den Armen der überseligen Seinen. Im October darauf machte er mit seiner Tochter und ihrem Manne eine Künstlerreise in die Gegend seiner Heimath, vorzüglich aber nach Ulm, wo er mit Frohlocken aufgenommen ward, und alle Liebe erfuhr, welche die Theilnahme an seiner Person, seiner Wirksamkeit durch die deutsche Chronik, endlich seinem betrübten Schicksale zu erregen vermochte.

Die deutsche Chronik begann gleich im Juli des Jahres 1787. in einer neuen Folge zu erscheinen, und fand den nämlichen Beifall, wie die ersten Jahrgänge derselben *). Ihr Ton hatte sich allerdings ge-

*) Nach Schubarts Verhaftung hatten einige Freunde in Ulm, an ihrer Spitze Miller, die Chronik fortgesetzt, und das Honorar großmüthig Schubarts Gattin überlassen. Diese

gen den früheren herabgestimmt, war gehaltener, vorsichtiger geworden: indeß ward eben auch jenes geniale Feuer, welches die ersten Bände durchdrungen hatte, vermißt; es war ein bombastischer Schwulst, der an die Stelle der alten wilden, aber kräftigen Begeisterung getreten war, und wie dort die Natur des Verfassers in ihrer derben Ungezügeltheit gewaltet hatte, so ließ sich hier Absichtlichkeit und Zwang nicht ohne Mißbehagen vernehmen. Er erkannte, schreibt sein Sohn, den Uebelstand mündlich und schriftlich mit vieler Verläugnung; schrieb eine Zeitlang besser; gerieth aber immer wieder in jenen poetisirenden Wust — den man doch in seinen Gedichten fast gar nicht findet. Bürger machte daher (i. J. 1790.) gegen ihn die Bemerkung: »Seine Chronik komme ihm oft so strotzend und aufgedunsen vor, wie sein Gesicht.« Er erwiederte trocken: »Ich

Fortsetzung dauerte bis 1782. Die neue Chronik ward nach Schubarts Tode eine Zeitlang von dem jüngeren Schubart in Verbindung mit Gotthold Friedrich Stäudlin, zuletzt von letzterem allein fortgesetzt, bis sie auf ein Verbot des Reichshofraths in Wien vom 27. März 1793. gänzlich aufhörte.

will's glauben; der Asperg gähnt daraus hervor: aber der Henker denke, empfinde, und schaffe auch immer nach dem Hornstoß der Postillons.«

Schubart überlebte seine Befreiung nicht lange; seine Gesundheit war eben so sehr durch frühere Unregelmäßigkeit als durch die Kerkerleiden untergraben: in der Verzweiflung hatte er auf dem Asperge zum Branntwein gegriffen, und bei der übrigen kargen Diät, welche daselbst ihm auferlegt war, hatte dieser Genuß verheerend auf seinen Körper eingewirkt, und namentlich sein Nervensystem völlig zerrüttet, so daß ihn häufig apoplectische Zufälle heimsuchten. Mit Mühe nur hatte ihn sein trostloses Weib und die Strenge des Commandanten von diesem schrecklichen Hange zurückgebracht: die Folgen aber waren nicht leicht zu entwurzeln. Der Sprung von des Aspergs knappen Genüssen zu der ungebundenen Ueppigkeit der Tafelfreuden, denen sich Schubart so gern überließ, als sie ihm häufig zu Theil wurden, schwellte ihn auf eine ungesunde Weise an: er ward außerordentlich dick, und indolent. Daß unter solchen Umständen sein Leben nicht von Dauer seyn

könne, fühlte er selbst. »So oft man ihn wegen seiner Dicke berief, schreibt der Sohn, erwiederte er immer: »Es geht dem Grabe zu. Bäuche sind Magazine des Todes, denen man mit Feuer und Schwert entgegenarbeiten muß.« Ich fand ihn im Herbste 1790. so stark, aufgedunsen, und roth im Gesichte, daß ich beim ersten Eintreten ins Zimmer über seinen Anblick erschrak. »Freust du dich nicht über mein blühendes Aussehn?« fragte er mich, als meine Befremdung zur Sprache kam. Ich sagte nein. Da wandte er sich an meine Mutter: »Siehst du, was ich immer sage? Ich stelle neben Dir sizzend das Leben vor; du den Tod. Aber meine Röthe und Fülle gleicht der untergehenden Sonne; und mein Leben wird lange schon verwest seyn, wenn dein scheinbarer Tod noch aufrecht und immer derselbe unter den Lebendigen wandelt.« Einer seiner Bekannten äußerte nach seinem Tode: Schubart würde noch leben und wirken, wenn er auf dem Asperg geblieben wäre!

Seine Chronik, sein Amt, Gelegenheitsgedichte, sammt anderem für seine Talente leichtem Verdienst

warfen ihm bald nach seiner Loslassung so viel ab, daß er ein jährliches Einkommen von mehr als viertausend Gulden genoß. Er machte sich diesen Segen vollauf zu Nutze, gab Gastereien, und suchte, nach seines Sohnes Ausdrucke, der zahlreichen Innung der Lebeleute zu zeigen, daß es ein Poet doch auch auf einen grünen Zweig bringen könne.

Eine angeborene Scheu vor Amtsthätigkeit, welche ihm früher schon in Geißlingen und Ludwigsburg, nachdem das erste stolze Gefühl, etwas Neues in seiner Sphäre schaffen zu können, verraucht war, seine Berufswirksamkeit verleidet hatte, ergriff ihn nunmehr desto lebhafter, je gerechter ihm seine Ansprüche schienen, zehen Jahre versäumtes Lebensgenusses einholen zu dürfen. Seine Gattin schrieb darüber im August 1790. ihrem Sohne: »Dein Vater ist jetzt so unthätig daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftiget seyn will. Zwar liefert er seine Chronik — um leben zu können; und dieß kostet ihm wöchentlich zwei halbe Tage. Dieß ist aber auch alles was

er thut; denn sein Amt hat er ganz abgeschüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologen auf die durchlauchtigen Namens- und Geburtstage; sonst kommt er das ganze Jahr nicht ins Opernhaus. — — Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht — was ihm sehr nachtheilig ist: auch verspricht er bald diesem bald jenem viel, und hält nichts: entweder ist er hypochondrisch, und bildet sich ein, er wäre krank; oder will er den großen Mann machen, und Vergnügungen haben, die Geldfressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gut Gläser ausleeren kann, so ist der sein Mann. — — Das meiste kommt leider von seiner Erziehung her und vom Asperg.«

Die Geschichte von Schubarts letzten Tagen lassen wir seinen Sohn erzählen: »Im Jahre 1791. wurde ihm an seinem Geburtstage von seiner Familie, und seinen Freunden besonders viel Ehre erzeigt. Er weinte darüber wie ein Kind, und sagte zu seiner Gattin mit Zuversicht und tiefer Rührung:

»Dieß ist mein letzter!« — Wer ihn ansah und vom Tode reden hörte, der konnte sich kaum eines Lächelns erwehren. Indessen war die Idee, von der er sonst öfters periodische Anwandlungen hatte — dießmal so tief gewurzelt, und in sein Innerstes eingedrungen, daß er von seinem Geburtstage an, jeden folgenden Tag in seinem Kalender roth anstrich, und als ein besonderes Geschenk des Himmels betrachtete. In dem darauf folgenden Sommer, wiederholte er seine Ahndung bis zum Ueberdruße; sah roth und strotzend von Gesundheit; las viel, und aß fast gar nichts. Sein Weib, die ihn sonst nicht zu Hause halten konnte, übernahm jetzt die umgekehrte Pflicht, ihn soviel möglich in Gesellschaften zu treiben, und bewog ihn auch wirklich zu einigen Landpartieen, die ihm trefflich bekamen: doch war er kaum zu Hause, so setzte sich der Todesgedanke wie ein Rabe wieder auf seinem Haupte fest. Seine Chronik von diesem Jahre war zwar meist in seinem gewöhnlichen Feuer geschrieben; doch kamen mitten unter politischen und litterarischen Artikeln, oft völlig am unrechten Orte, Frömmeleien

und Grabgedanken vor, und erinnerten an einen Nachlaß seiner Natur.

»Gegen den Herbst dieses Jahres ward er von einem Schleimfieber befallen, welches damals in Stuttgard herrschte, und ließ mir sagen, daß ich sogleich zu ihm aufbrechen sollte. Ich ging, und erfuhr unterwegs, daß er die Krankheit überstanden habe, und bereits wieder auf sey. — Auch war es so, und er dankte schon Gott für seine Rettung; aber ein Recidiv warf ihn neuerdings aufs Lager: und als ich ankam, fand ich ihn keuchend auf dem Bette, und phantasirend. Die Aerzte wußten sich das Recidiv nicht zu erklären, und kündigten mir sogleich an: daß jetzt ihre Hülfe vergebens seyn werde. Er sprach Abends mit mir oft ganze Stunden über Litteratur, und Frankreichs große Revolution, in seiner gewöhnlichen starken und bildlichen Sprache; — bejammerte es, daß er die Katastrophe der letztern nicht mehr erlebe; — mischte aber so plötzlich seine Phantasieen in das consequenteste Gespräch ein, daß ich mich anfangs gar nicht darin finden konnte, und ihm widersprach. — Ein höchst

unvorsichtiger, und noch dazu ungegründeter Artikel in der Chronik, über den Fall der Sächsischen Günstlinge des letzt verstorbenen Königs von Preußen, hatte ihm den Sommer vorher von Herzberg, und meinem Gesandten viel Verdruß, und von einem gewissen Anonymus fürchterliche Drohungen zugezogen. Durch einen niederträchtigen Verräther unter seinen Korrespondenten, war er zu jenem Artikel verleitet worden, — und glaubte unter den Journalisten der Erste zu seyn, welcher eine Manchen willkommene Nachricht debütirte. — — Diese Sache machte unter allen Verdrießlichkeiten, die ihm sein Blatt zuzog, den quälendsten und zermalmendsten Eindruck auf ihn. Er verlor mehrere Wochenlang seine gewöhnliche Munterkeit und Laune; versank einigemal in die schwärzeste Melancholie, und sah aus jedem Winkel einen Rächer hervorrauschen. — Jetzt in seiner Krankheit, kamen ihm diese Phantasieen wieder, und ließen wie Nachtgespenster bis zur letzten Stunde nicht von ihm ab. Selbst in seinen besten und lichtesten Zwischenräumen mischte er sie mit völliger Ruhe unter die Wirklichkeiten, und er-

regte unwillkührliches Lachen, mitten unter dem Entsetzen seines Anblicks. Man darf es keck sagen, daß diese Geschichte sehr viel zu seinem Tode beige tragen hat.

»Ich sah in der letzten Herbstnacht, da ich bei ihm wachte, zum Fenster hinaus: da rollte der Mond über mir vorüber, als würde er von Flügelrossen gezogen. So entflieht jetzt das Leben deines Vaters! — dachte ich, und konnte den Anblick nicht ertragen.

»Als ich mich gegen den Morgen etwas niedergelegt hatte, um Kraft für den Schmerz, und seine Arbeiten zu sammeln, welche jetzt sämmtlich auf mir lagen, weckte mich meine Mutter leise. Ich sprang wie über einen Schuß empor, und fragte nach seinem Befinden. Er lag mit halbgeschlossenem Augenliede, matt keuchend da, — ohne alles Bewußtseyn. Das Auge sank immer tiefer, so daß man sich bücken mußte, um ihm noch hineinzuschauen. Alles trat aus dem Zimmer, als ich mich neben ihn stellte: — und ich goß im Verborgenen einen Strom von Thränen auf seine Brust. Plötzlich murmelt er noch einige unverständliche Worte; senkt sein Haupt

auf einmal tiefer — und stirbt. Ich fiel an dem Todten nieder, barg mein Gesicht in seinem Kissen — und weinte laut. Meine Schwester, die man noch immer zurückgehalten, sah mich — der sie bisher aufgerichtet hatte, vom Schmerz überwältigt zu Boden gesunken; — neben mir ihren todten Vater. — Ich hörte das Geschrey ihrer Verzweiflung, stand auf, und half sie hinwegbringen. Meine Mutter war die einzige Gefaßte unter uns.«

Schubart starb am zehnten October 1791. Ueber seine Persönlichkeit erfahren wir von dem Sohne Folgendes: »Mein Vater war etwas über die mittlere Statur: in jüngern Jahren sehr blaß und schmächtig — doch immer kraftvoll; von starken Waden, auffallend rothen Lippen, und hellen Feuerwerfenden Augen; in mancherlei Leibesübungen gewandt, und zu den größten Strapatzen geschickt. Im Schulstaube zu Geißlingen warf er ein paarmal Blut aus; bestand eine tödliche Krankheit; wurde von jedermann aufgegeben: aber seine Natur siegte, und er genoß von dieser Zeit an einer Gesundheit, welche unter allen Stürmen seines nachfolgenden Lebens —

an dem üppigen Hoflager zu Ludwigsburg; auf seinen Wanderungen; unter dem Sittenverderb zu München; ja selbst in dem feuchten Thurmloche auf Hohenasperg, wo vor ihm ein Uebelthäter der faulen Luft wegen gestorben war, — unerschüttert blieb. Er aß sein ganzes Lebenlang sehr wenig, und trank desto mehr. Die köstlichsten Tafeln der Großen vertauschte er ohne Mühe mit schlichter Hausmannskost, und fand sich bei letzterer ungleich heiterer und zu Arbeiten aufgelegter. — Für alles Flüssige — ungemischtes Wasser allein ausgenommen — besaß er von Natur einen unüberwindlichen Hang, und statuirte schon als Knabe kein volles Glas, wenn es auch Andern gehörte; soviel Verweise ja Züchtigungen ihm dieß auch von seinen Eltern zuzog.

»Er war breit von Schultern und Brust; sehr proportionirt gebaut; von kleinen und schönen Händen, und Füßen. In seinem Gesichte waren — Kinnspitze, Mund, Nase, Augen und Augenbraunen sehr nahe beisammen, und er führte dieß oft scherzweise als ein äußeres Zeichen von der Raschheit seiner Geistes- und Willens-Operationen an. Das

Auge behielt bis an sein Ende das Feuer seiner Seele, und leuchtete oder schimmerte, sowie er in Affect kam. Die Stirne war hoch und weit; zwischen den Augenbraunen eine Falte, die auch bei heiterm Gesichte nicht wich; die Peripherie des ganzen Kopfs so groß, daß der Hutmacher keine seiner gewöhnlichen Formen bei ihm brauchen konnte: das Hinterhaupt sehr stark mit Haaren bewachsen, auf die er von jeher soviel hielt, daß er in seiner letzten Krankheit Thränen vergoß, als ihm jemand sagte, er werde sich nach seiner Wiedergenesung wohl den Kopf rasiren lassen müssen.

»In seinen Dreißigen fiel es ihm bisweilen ein, daß er ein wohlgemachter Mann sey, und dieser oder jener Dame gefallen wolle. Dann putzte er sich wohl eine Weile, und hielt sich reinlich und nett, so daß es seinen Bekannten auffiel: dieß war aber blos ein erkünstelter Zustand, und gewöhnlich achtete er auf seinen Körper so wenig, daß er sich oft Monate lang nicht im Spiegel sah, Bonmots darüber machte, wenn er sich einmal wieder zu Gesicht kriegte; und daß die Hausfrau durchaus bei seinem

Anzuge assistiren mußte, wenn sie haben wollte, daß er mit gehörigem Anstand im Publikum erscheinen sollte.

»Er hielt früher stets viel auf Bewegung in freier Luft, um Gottes Natur zu genießen, und sich hier von den stürmischen Abwechslungen seines Lebens zu sammeln. Dadurch bewahrte er seine Säfte vor Stockung und Fäulniß; vermied die gewöhnlichen Krankheiten der Gelehrten; entging dem Dickwerden, wozu er eine Anlage bei sich spürte; und erhielt seinen herrlichen Humor stets wach und munter. Noch vor seiner Arretirung zu Ulm benutzte er fast jeden heitern Nachmittag, um bald allein, bald mit einem Freunde auf ein benachbartes Dorf zu lustwandeln, und seine Seele gleichsam in freier Luft zu ergießen. Nie sprach er besser, nie wahrer und feuriger, als auf solchen Spatziergängen: und wer ihn überhaupt genau kannte, der glaubte ihm gewiß die Versicherung: daß er das Beste in seinem Leben gesagt, und nicht geschrieben habe. — Durch seine Einkerkerung hob sich die Bewegung seines Körpers; und sogleich setzte sich auch Dicke an, vor der er sich immer so sehr gefürch-

tet hatte. Inzwischen war sein Feuer gewissermaßen ein Ersatz für den Mangel an Bewegung. Wenn er erzählte, declamirte, sang, Clavier spielte, unter ein paar jovialischen Gesellschaften lachte; so galt dieß soviel, als bei manchen ein Fußgang: oft schwitzte er nach einer solchen Operation am ganzen Leibe, und seine Gesundheit hatte den sichtbarsten Nutzen davon. Wenn ihn daher das Frauenzimmer beim Flügel bat, daß er sich weniger angreifen möchte; so antwortete er mehrmals, indem er sich die Stirn abtrocknete: Lassen Sie immer meine Natur machen — sie schafft sich gewaltsam Luft, und nie ist mir wohler und freier, als nach einer solchen Anstrengung.

» Sein Körperbau war auf ein Jahrhundert angelegt; und er starb so wenig an Nachlaß der Kräfte, daß die erfahrensten Aerzte einstimmig seinen Tod einem Ueberflusse derselben beimaßen, und daß das letzte was er vor seiner Krankheit schrieb, (S. Chronik Jahrg. 1791. No. 74.) noch ganz seine hellste Feuerfarbe trägt. Zuviel Genuß, und Mangel an Bewegung — oder Verarbeitung des Genossenen,

war die Ursache seines frühen Todes; und eine Reise, wozu ihm manche Freunde riethen, die seine schwarzen Ahndungen so oft hören mußten, hätte sein Leben höchst wahrscheinlich noch um manches Jahr verlängert, und ihm Raum gegönnt, seine Ernte selbst noch einzusammeln.«

Indem wir nun diejenigen, welche noch mehreres Einzelne über den interessanten unglücklichen Mann und Dichter zu erfahren begehren, an die Quellen selbst, deren wir uns bedienen konnten, verweisen; auch die Beurtheilung seines tonkünstlerischen Talentes, das unstreitig bedeutend und folgenreich war, Tiefereingeweihten überlassen, gestatten wir uns dem schriftstellerischen Character Schubarts, als welcher im Schlußworte zu einer Ausgabe seiner Poesieen füglich allein in Betracht kommt, einige Worte zu widmen.

Schubart war unstreitig ein reichlich begabtes und glückliches Talent: denn es vereinigten sich in ihm Schärfe und Application des Verstandes, sicht-

bar in der raschesten Auffassung, witziger Anwendung, treffender Darstellung, mit einer schwelgerischen Phantasie, und, was selten so zusammen gefunden wird, einem umfassenden, eben so leicht behaltenden als wiedergebenden Gedächtnisse. Einer solchen Paarung von Geistesgaben, zumal wenn sie noch von so manchen Anlagen zu besonderen Fertigkeiten wie bei Schubart begleitet sind, darf allerdings das Prädicat des Genialen nicht versagt werden. Nun kommt es denn überall darauf an, dergleichen vorzügliche Kräfte beisammen zu halten, durch geregeltes und consequentes Studium zu üben, und stets vollkommener auszubilden. Hier hat es dem Geiste Schubarts am meisten gefehlt, und er hat mit Recht immer empfunden, daß Mangel an einer planmäßigen Erziehung sein Hauptgebrechen sey. In den alten Sprachen, so gern er namentlich mit griechischer und lateinischer Sprachkunde prangt, ging ihm doch die grammatische Begründung ab; Französisch, Italienisch und Englisch verstand er gar nicht, seine Muttersprache hat er nie ganz correct zu schreiben gelernt. Seine Lectüre ging in den Alten auf

das Sententiöse; ihr classischer Geist hat sich ihm so wenig als die Vollendetheit ihrer Form in einem solchen Grade aufgeschlossen, daß man sagen könnte, es zeige sich in Schubarts Werken ein Gewinn aus dem Studium des Antiken. Eben so waren bei moderner Lectüre sächliche Materialien sein vornehmster Erwerb; ein gesicherter Spielraum, um bei ihm auf Geschmack und Bildung zu wirken, konnte diesen Studien schon wegen der Unordnung, in der sie betrieben wurden, nur in beschränktem Maaße zu Theil werden. Und trotz der weitschichtigen Realkenntniß, deren er sich rühmen konnte, besaß er doch auch wieder kein wissenschaftliches Fach in einem solchen Zusammenhange, daß man ihn für einen wahren Gelehrten hätte erklären können. In diesen Beziehungen kann man wohl sagen, Schubart wurde, was er war, durch sich selbst. Aber eben deßhalb blieb er durch sein ganzes Leben ein einseitiges, meist ungezügeltes, nicht selten schroffes Genie. Tief erkannt und innig durchdrungen hat er vielleicht nur Einen unter den Dichtern aller Völker und Zeiten, seinen Liebling Klopstock: bei anderen, denen er ei=

nen besonderen Vorzug einräumte, namentlich Milton und Dante, konnte schon deßhalb das Verständniß nicht völlig gelingen, weil er sie in den dürftigen Uebertragungen jener Zeit lesen mußte. In dieser Wahl seiner Lieblinge, zu denen von den Prosaikern Luther gerechnet werden muß, zeigt sich übrigens sein Hang für das Erhabene, Großartige, Gigantische.

Die Gaben und Neigungen des Menschen ergänzen sich wechselseitig. Schubarts lebendige und äusserst frische Phantasie fand bei dessen lebenslustigem Temperamente immer neue Anregung, die sich am trefflichsten und verdienstlichsten unstreitig in seinen Volksliedern vestgehalten hat. Schubart war ein Mann des Volkes: er hatte in einem seltenen Grade die Fähigkeit, dessen Zustände mitzufühlen und mitzuleben, durch die nackte wenigversprechende Aussenseite unabgeschreckt in das innere Wohl und Wehe des Volkslebens zu dringen, die unscheinbaren Eigenthümlichkeiten desselben in ihrem Werthe aufzufassen und wiederzugeben, und im ganzen Sinne des Wortes den Ton zu treffen, in welchem das Volk sich

selber hört und versteht. Daß ihm hiebei gerade seine Lebensart, so unerquicklich in jeder anderen Beziehung, eine reiche Quelle der Beobachtung werden mußte, ist aus obiger historischen Darstellung zu entnehmen.

Seinen Gedichten im Volkstone theilen wir daher unbedenklich den ersten Preis unter den poetischen Productionen zu. Die joviale Behäbigkeit des Schwäbischen Landmannes (Volksleben kann bei uns nur Provinciaileben seyn), die gutmüthige Geduld und Begnügsamkeit des Landschulmeisters, das gemischte Gefühl von mannhafter Fassung und treuherziger in rauher Hülle rührend ansprechender Wehmuth, mit dem der Krieger von Weib und Kind Abschied nimmt, um treu dem Rufe seines Fürsten in ferne Länder zu ziehen, hat Niemand wahrer und herzlicher aufgefaßt als Schubart, und namentlich sein Auf auf ihr Brüder und seyd stark! hat sich trotz der besonderen, jetzt Gott sey Dank in Deutschland wohl nimmer wiederkehrenden Beziehungen eine bleibendere Stätte im Gemüthe des Volkes begründet, als Schillers sonst unvergleichliches Reiterlied.

Denn jenes spricht eine patriotische Situation mit Innigkeit aus, dieses poetisirt nur die Glücksfälle heimathloser Abenteurer, vor deren Erscheinen Jeder in der Wirklichkeit drei Kreuze macht. Wir dürfen darum Schubart mit Stolz auf dem Ehrenplatze der Volksdichter sehen, zu denen in diesem besonderen Sinne nur Bürger und Hebel gerechnet werden können.

Nächst diesen Leistungen verdient eine volle Anerkennung Einiges aus der episch-lyrischen Gattung, was auf einen zufälligen Impuls durch freien Aufschwung der Phantasie und im natürlichen Feuer der Zeugungskraft mächtig hervorgeströmt ist, wie der ewige Jude *)

*) Ueber dieses Gedicht Folgendes aus Schubarts Character von seinem Sohne: „Der ewige Jude war blos Bruchstück eines größern, und vielleicht des originellsten Plans, den er je in seinem Leben entwarf. Er wollte nämlich die bekannte Sage von Ahasver zum Grunde legen; den tausendjährigen Juden seiner Phantasie auf einen Bergfelsen stellen; ihn hinaussehen lassen in den endlosen Ocean von Zeit, den er durchpflügt hatte: und da sollte er dann in einer Reihe von Schilderungen, ein großes episches Fresco-Gemälde entwerfen, von all den ungeheuren Schauspielen, Natur- und Menschen-Revolutionen, die er erlebt. — Es war eine Wollust, Sch. beim blinkenden

und die Fürstengruft*). Geht diesen Werken auch, wie wir im Ganzen über Schubarts Erzeugnisse bemerkt haben, die Feile der Correctheit ab (hätte er sie auch zu führen verstanden, wo hätte er Geduld

---

Kelchglas von dieser Lieblingsidee reden zu hören. Er führte ein übermenschliches Wesen auf, das im ganzen Gebiete der wirklichen und der Fabelwelt seines gleichen nicht hat, — empor-ragend über Raum und Zeit, und dennoch den vollen Stempel der Menschlichkeit tragend. Dieser Jude sah den Fall des römischen Colosses; die Wiege der Europäischen Reiche; die Riesenerscheinung des Pabstthums, — beginnend mit dem einfachen Käpplein, endend mit der dreifachen Krone, die alle Kronen der Erde überstrahlte. Er sah die Reformation mit ihren Helden, — Wahrheit und Licht über einen ganzen Welttheil ausströmend; sah die fürchterlichen Kriege, Schlachten und Thaten, welche wie Meteore aus ihr hervorgingen. Ahasver sah den Halbgott, der es wagte, zehn Jahre lang eine Idee zu behaupten, die noch in keines Menschen Seele gekommen war, mit ehrner Brust hinausdringen in nie gesehene Meere, und eine neue Welt entdecken. — Er übersah die ganze ungeheure Geschichts-Epopee von Gallien, England, Spanien, Deutschland, Italien rc. und die großen Männer alle, welche wie Feuersäulen aus der Nacht traten; die Geniewerke, die Erfindungen, die Monumente, die Höhen und Tiefen der Menschheit — in einem Raume von fast zweitausend Jahren!! Dieß alles, wovor der Seele, wie vor Unendlichkeit schwindelt, — übersah Er; hatte oft und wieder alle Theile der Erde besucht; ist mit verhältnißmäßigen Beschauungs- und Gedächtniß-Kräften ausgerüstet; steht daher auf einem Standpunkte, worauf noch kein Adamssohn gestanden, — hoch erhaben über Bücher, und alles Menschengemächt; und schildert mit großen kühnen Frescozügen was er erfahren. Dann wüthet er gegen sein eignes Daseyn: kann das Ungeheuer Einerlei nicht länger ertragen; versucht die Schrecknisse des Todes alle, um sich selbst zu vernichten, — vermag's aber nicht: stürzt in Aetnas Rachen, und lebt noch; in die Blitze der Schlacht, — und lebt noch; unter wilde Thiere; auf die Folter der Henker, der Tyrannen — und lebt noch! — Endlich, da er einmal sein Jammergeschrey um Ver-

und Muße hernehmen sollen?), vermissen wir im Einzelnen einen richtigen Geschmack (sich diesen in vorzüglichem Grade zu erwerben, ließ sein Mangel an ruhiger Bildung nicht zu): so empfehlen sie sich durch den lebendigen Zusammenhang des Gedankens, die Fülle und Anschaulichkeit der Bilder, die Stärke des Ausdrucks, und sind in sich vollkommen zu nennen.

Eine mächtige Verbreitung, sonderlich in den Gegenden, wo des großen Königs Scepter herrschte,

---

nichtung lauter ausgegossen hat, tritt der Engel wieder vor ihn, der den Fluch eines ewigen Daseyns über ihn ausgesprochen; trägt ihn in ein Geklüft Carmels, und verkündigt ihm Gnade des Schöpfers, und süßen Schlaf.

*) Die Fürstengruft trug er seit seinem Aufenthalte zu München stets in der Seele, — wo ein Requiem in der Gruft die erste Idee in ihm entzündet hatte; wollte sie mehrmalen zu Ulm schon ausführen; zürnte sie aber erst im dritten Jahre seiner Gefangenschaft nieder, als ihm Herzog Karl auf einen gewissen Termin hin ausdrücklich seine Freiheit versprochen hatte, und dieser Termin ohne Erfüllung vorüber gegangen war. Er dictirte dieses Gedicht eines Abends einem Fourier in die Feder bis zu der Strophe:

„Wo Todesengel nach Tyrannen greifen —

nachdem er sich vorher sehr stark gegen den Herzog erhitzt hatte; und es hieß hier ausdrücklich: „Facit iracundia versum.“ Nachher nahm er nur wenige Veränderungen damit vor; und es ist ganz ohne sein Zuthun, und sehr voreilig ins deutsche Museum eingeschickt worden: denn es machte gleich nach seiner Erscheinung soviel Aufsehen, daß dem Herzoge etwas davon zu Ohren kam, und Seine Durchlaucht einen ihrer Günstlinge in den unangenehmen Fall setzten, Ihnen das Gedicht laut vorlesen zu müssen.

Dieser Umstand hat, wie ich gewiß weiß, vieles zur Verlängerung seines Arrestes beigetragen.

Schubarts Character v. s. Sohne.

hat sich sein Hymnus auf Friedrich den Zweiten und hernach sein Obelisk bei dem Tode dieses Monarchen erworben. Es ist diesen Gedichten gegangen wie der Cramer'schen Ode auf Luther und anderen ähnlichen Encomien: die Person, der sie gewidmet waren, hat ihnen mehr Bedeutung gegeben als ihr poetischer Gehalt. Der Hymnus ist kaum etwas mehr als eine trockne, ja chronologische Aufzählung von Friedrichs Thaten, ausgeschmückt mit den damals gangbaren lyrischen Blumen in Ramler's Manier: der Mangel eines Hauptgedankens, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Parthieen, die lose rhythmische Form haben hier alle das ihrige gethan, um das Gedicht zu einem mittelmäßigen zu machen; in Hinsicht des letzteren Gebrechens hat selbst die bekannte Ode von Eulogius Schneider, im Uebrigen eben auch mehr Bombast als Empfindung, ein Verdienst voraus. Schubart würde seinen Helden, für den er so patriotisch fühlte, mit einem populären Liede in seiner schlichten heiteren Weise viel besser gepriesen haben, als in diesem verfehlten Pindarismus. Der

Obelisk ist in dem Epitaphienstyle geschrieben, welchen der Dichter zum Andenken mehrerer fürstlichen Todesfälle versucht hat; allein die Breite und der Schwulst thut dieser Gattung, die den antiken Lapidarstyl nachahmen soll, Eintrag; die poetischen Lichter werden durch prosaische Schlagschatten erdrückt, die Empfindung bringt es nicht viel höher als zu geschraubten Interjectionen, und das ängstliche Anklammern an die Historie hält die Begeisterung wie einen schlechtgefüllten Luftballon an dem Boden.

Es bestätigte sich an der Poesie bei Schubart, wie bei allen seinen Erzeugnissen: wo die freie Gluth der Empfindung, die unwillkührliche Anschauung der Inspiration waltete, da gelang ihm Ungewöhnliches, und an Solcherlei unstreitig dachte Bürger, als er Schubart einen poetischen Vesuv *) nannte: sobald Absicht und Vorsatz bei einer Dichtung ins Spiel kam, lahmte der Flug seines Musenrosses; und so herrscht in den meisten seiner Gelegenheitsgedichte ein steifes Pathos und ein kaltes Feuer.

*) Schubarts Character von seinem Sohne, S. 58.

Unter den zärtlichen und rührenden Gedichten sind dagegen nicht wenige, welche individuelle Situationen aus dem menschlichen Leben auf eine eigenthümliche, mehrentheils glückliche, wahre und ansprechende Weise darstellen, und für die Zartheit seiner Empfindungen in manchen schönen stillen Stunden ein sehr erfreuliches Zeugniß ablegen. Wer könnte Gedichte wie an den Mond, der Gefangene, an den Tod, Minchen am Grabe ihrer Mutter, und so manche besonders des zweiten Bandes lesen, ohne von der Wahrheit der Empfindung ergriffen zu werden? Wie treu und liebevoll sprechen sich nicht die Gefühle für die Seinigen in den an sie gerichteten Gedichten aus? Welche sichre dem Herzen wohlthuende Würdigung des häuslichen Glückes liegt in den auch im Gesange lebenden Gedichten ehelicher guter Morgen und gute Nacht? — Wenn wir daneben auch auf manche frostige, gezwungene, ins Geschmacklose spielende Hervorbringung stoßen, so darf nur nicht vergessen werden, daß als der Dichter seine Sammlung zuerst anlegte, der Kerkerdunst noch sein Urtheil trübte, und nachdem einmal sol-

ches Einzelne mit in die Welt hinausgegangen war, wie es geht, selbst das Publicum dessen Vertilgung nicht einmal gern gesehen haben würde.

Verwandt mit obiger Gattung ist die tändelnde, scherzhafte, epigrammatische: in dieser zeigt sich manche Blüthe von gesundem nicht unzierlichem Witze (man denke nur an die unvergleichliche Frosch-kritik); fällt die Mehrzahl freilich in den derberen Ton, so vergibt man dem Dichter, daß er, so lange Jahre zu melancholischen Betrachtungen verurtheilt, zuweilen den Faunus freier hat tanzen lassen, als es jedem anderen Glücklicheren wohl nachgesehen werden dürfte.

Die geistlichen Gedichte endlich enthalten des Schönen, Tiefgefühlten, Aechtreligiösen viel, und manches kräftige gute Lied hat theils in Gesangbüchern bereits seine Stelle gefunden, theils dürfte manches, mit gehöriger Abänderung oder Abkürzung, einer solchen werth seyn. Hat die theosophische Kerkerfrömmigkeit sich daneben allzuhäufig tändelnd und phantastisch ergossen, so bleibt die psychologische Eigenthümlichkeit in dieser Art Stücken nicht ohne In-

teresse, und auch in ihnen leuchten einzelne Flammen treffliches Gemüths und poetischer Begeisterung.

Von den prosaischen Werken Schubarts haben das Leben des Freiherrn von Ikstadt *) und der dritte Theil der Biographie Clemens XIV. **) unstreitig größeres Verdienst, als daß sie unter den historischen Versuchen der Deutschen vergessen werden sollten, was ihr Loos zu seyn scheint. Die ästhetischen sind für unsre Zeit theilweise veraltet, aber sie enthalten manchen treffenden, genialen Gedanken aus der Tiefe der Kunst; über die musikalischen kann hier kein Urtheil erwartet werden. Wohl aber gebührt der vaterländischen Chronik noch ein ehrendes Denkwort.

Durch dieses Werk hat Schubart auf einen bedeutenden Theil des deutschen Volkes und geraume Zeit hindurch unleugbar bildend und belehrend gewirkt, weil ihm die beneidenswerthe, wiewohl auch gefährliche Gabe zu Gebote stand, sich über gar

*) Eines Baierischen Geschäftsmannes der Zeit, in welcher Schubart selbst hoffte, in München Unterkunft zu finden. Zu der Biographie veranlaßte man ihn in Baiern selbst.

**) Die zwei ersten Bände waren von Christoph Heinrich Korn.

nicht unwichtige Angelegenheiten, ja über das höchste Interesse selbst, das vaterländische, in einer Weise mit dem Publicum zu unterhalten, welche die Gebildeten desselben wie den Haufen gleich lebhaft berührte, ihre Theilnahme fesselte, ihr Verständniß überzeugte, und durch immer neue und mehrseitige Erörterung des öfters Gesagten die Wichtigkeit desselben tief ins Gemüth einsenkte. Durch Predigen, sagt man, werde in der Welt nichts geändert oder gebessert; und so weit man unter dem Predigen das apodictische Dociren einer Wahrheit versteht, kann auch nichts gewisser seyn als jener Satz. Wer aber so zu predigen verstünde, daß er des Zuhörers Gemüth nicht so zu sagen sich gegenüberstellte, um es als einen Gegner zu apostrophiren, sondern es an sich heranzöge, zu seinem Advocaten, zum Mitstreiter machte, ihm selbst dessen Interesse gleichsam in den Mund schöbe, durch dessen Vortrag könnten manche Wahrheiten gar leicht zu einem gefährlichen Zunder werden. Dieser Kunst war Schubart in hohem Grade Meister. Aber glücklicherweise waren weder die Zeitgenossen, wenigstens seine deutschen

Landsleute, unter denen er wirkte, zu Revolutionen aufgelegt, noch hatte er selbst Frivolität genug, um den Umsturz bestehender Verfassungen, den Umsatz chimärischer Ideen als den Zweck einer politischen Zeitschrift zu erachten. Er war nicht einmal über Bedürfnisse und Einrichtungen der Staaten hinlänglich aufgeklärt, um dieses Capitel mit einigem Erfolge behandeln zu können. Er fühlte mit Wärme für Freiheit, aber er war ein Sclav seiner Sinne: nicht die ethische Ansicht jenes edelsten Gutes der Menschheit hatte sich ihm gebildet; seine Gedanken darüber waren blos negativ, kaum über die Unzufriedenheit mit lästigen Polizeianordnungen hinauskommend. Er führte die Englische Verfassung als Muster einer guten Staatseinrichtung im Munde, weil die Habeascorpusacte Leuten wie er war keine Fesseln angelegt haben würde; er pries die Schweiz, ohne zu bedenken, daß diese Hirten- und Krämerfreistaaten weder einen großen Zustand gewähren, noch auf mächtige Länder eines durchaus civilisirten Erdtheils anwendbar sind. Ein tiefes Studium der Geschichte ging ihm ab: ohne dieses wird Niemand

über Staatseinrichtungen mit Erfolg urtheilen, noch weniger sagen können, wie ein Staat beschaffen seyn müsse, der die Menschen glücklich machen will. Wer darum Schubart für einen Revolutionnär, für einen staatsgefährlichen Mann hätte halten wollen, der würde ihm sicher Unrecht gethan haben, und es ist wohl nur eine, aus dem Wahne der Zeit, in der er dieß schrieb, erklärbare Eitelkeit des Sohnes, wenn er in der Schilderung seines Vaters nicht nur dessen Gestalt und Gesicht, sondern auch seinen Character mit dem des furchtbaren Danton zusammenstellt. Schubart ging unvorsichtig um mit dem Worte, aber weder sein Wille noch sein Muth wären für Zeiten der Zerstörung und des Schreckens geeignet gewesen. Nirgend findet sich in seiner Chronik, daß er die Revolutionsfrage auf Deutschland in einem Sinne angewendet, welcher sich erlaubt hätte, frevelhafte Hoffnungen zu hegen oder wecken zu wollen. Dagegen hat er durch vielseitige Berührigkeit, durch Anregen und Ergründen einzelner Details in Staatsverwaltung und Volksleben, dadurch daß er Mißbräuche aller Art mit der Freimüthigkeit eines redli-

chen Mannes und patriotischen Bürgers rügte, ohne die Bescheidenheit gegen die Rechte der Fürsten zu verletzen, unendlich viel Achtbares und Gutes geleistet. Hat er sich dabei freilich den Haß der heimlichen Feinde der Thronen und der Völker zugezogen, hat ihn namentlich die damals noch mächtige Parthei der Jesuiten als einen Gotteslästrer, Friedensstörer, Fürstenfeind zu verschreyen gesucht, so sind nun dergleichen gehässige Anklagen mit ihm begraben, die wohlthätigen Folgen seines Wirkens aber dürfen neidlos anerkannt werden, und wir ihn preisen als einen eifrigen Wahrheitsfreund, der die Theilnahme an öffentlichen Dingen, welche zu seiner Zeit im Volke noch gänzlich schlief, mit kräftigem Feuer aufzuregen, aber keineswegs irre zu leiten und zu verführen bemüht gewesen, viele neue treffliche Gedanken über allgemein wichtige wie über litterarische Gegenstände in Umlauf gebracht, im Einzelnen Manches versehen und verfehlt, im Ganzen immer ein löbliches und nützliches Streben behauptet hat.

Vollständiges Verzeichniß von Schubarts Schriften, wie sie einzeln herausgekommen, mitgetheilt von Herrn Pfarrer Weyermann.

1. Der gute Fürst, eine Ode auf Antonius Ignatius, Probst zu Ellwangen. 4. 1762.
2. Der Tod Franciscus des Ersten Römischen Kaisers, besungen von Christian Friedrich Daniel Schubart. Fol. Ulm, 1765. — Er erhielt dafür das Diplom eines gekrönten Dichters.
3. Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungs-Rath Abbt in Bückeburg. An seinen Herrn Vater in Ulm. Fol. Ulm 1766.
4. Todesgesänge. 8. Ulm 1767. — Im Jahr 1770. erhielten diese Todesgesänge auch den Titel: Der Christ am Rande des Grabes. — Im Jahr 1800. besorgte die Stagische Buchhandlung in Augsburg unter dem ersten Titel eine zweite zum allgemeinen Besten veranstaltete Ausgabe.
5. Die Badkur. 8. Ulm 1766.
6. Zaubereien. 8. Ulm 1766. — An den großen Zauberer Caramussel auf dem Berge Atlas.
7. Schwäbische Beiträge zu Gellerts Epicedien. 8. Stuttg. 1770.
8. Herels Satyren. Aus dem Lateinischen. 8. Anspach 1770.
9. Friedrich Gottlieb Klopstocks kleine poetische u. prosaische Werke. 2 Thle. 8. Fr. u. Lpz., im Verlag der neuen Buchhändlergesellschaft. 1771.
10. Teutsche Chronik. 8. Augsburg bei Stage. 1774—1777.

11. Lobrede auf den Pabst Clemens XIV. 1774. 8.
12. Leben des Pabsts Clemens XIV. Dritter Theil. 8. 1774.
13. Epilog von Schubart. 8. Ohne Anzeige des Jahrs. — Beim Abschied der Bernerischen Schauspielergesellschaft aus Ulm.
14. Neueste Geschichte der Welt, oder Denkwürdigkeiten aus allen vier Welttheilen. Vierter Theil. 4. Augsb. 1775. — Der 1. 2. 3. Theil ist von Chr. Heinr. Korn, der 5. u. 6. von Jo. Herkul. Haid.
15. Thaliens Opfer. Ein Vorspiel von Herrn Schubart. 4. Ulm 1776.
16. Leben des Freiherrn von Ikstadt. 8. Ulm 1776. — Dem Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern dedicirt.
17. Kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften für Unstudirte. kl. 8. Lpz. 1777. Zweite ganz umgearbeitete u. vermehrte Auflage von Histmann. Münster 1781.
18. Vorlesungen über die Malerei, Kupferstecherkunst, Bildhauerkunst, Steinschneidekunst und Tanzkunst. kl. 8. Münster 1777. — No. 17. u. 18 sind ein nachgeschriebenes Kollegium, das Schubart bei seinem Aufenthalte in Augsburg jungen Leuten las. Der im Jahr 1821. gestorbene Christian Gottlob Ebner, Buchhändler in Ulm, aus Stuttgard gebürtig, der damals bei Stage in Augsburg conditionirte und ein Zuhörer war, gab diese zwei Schriften, ohne Schubarts Wissen, heraus. — Ich hielt es, sagte Schubart über diese Schriften, für eine wahre Kreuzigung meines Fleisches, als ich dieß Todtengerippe in meinem Kerker zu Gesichte bekam. Vergl. Schubarts teutsche Chronik 1777. No. 85. S. 679. Bibliothek der schönen Wissenschaften. II. B. 1. St.

19. Originalien. Von Magister Christian Friedrich Daniel Schubart. 8. Augsb. 1780. Mit Schubarts Bildniß en vignette und einem Titelkupfer. — Diese Schrift veranstaltete Jakob Joseph Meergraf ohne Schubarts Wissen. — Aufgefangene Redensarten, Auszüge aus seinen Schriften, vorzüglich der deutschen Chronik u. dergl. machen ihren Inhalt aus; am Schlusse folgen noch einige Gedichte von Schubart.
20. Klaggesang an mein Clavier auf die Nachricht von Minettens Tode, in Musik gesetzt von C. F. W. Nopitsch. Fol. Augsb. 1783.
21. Etwas fürs Clavier u. Gesang. Winterth. 1783.
22. Christian Friedrich Daniel Schubarts Gedichte aus dem Kerker. Herausgegeben mit einer Vorrede von Christian Kausler, Herzogl. Würtemb. Hofgerichts-Advokaten. 8. Zürich 1785. — Nachgedruckt in Wien 1785.
23. Die Gruft der Fürsten. 8. Berl. 1786. — Lateinisch im Metrum des Originals übersetzt von Pfarrer Niethammer in Oppenweiler im Würtemb. Zum Singen beim Clavier durchaus in Musik gesetzt von Johann Brandt, Musikdirector in Bruchsal. Querfol. Mannheim 1793.
24. Friedrich der Einzige, ein Obelisk, gedruckt zu Stuttgard im October 1786. gr. 8. — Der Buchhändler Himburg in Berlin ließ auch 10,000. Exemplare abdrucken, und theilte sie unentgeltlich aus; er mußte damals Wache gebrauchen, um das Volk von einem Sturme seines Hauses abzuhalten. — Nach dem Rathe eines Freundes sandte Schubart Exemplare davon an den König von Preußen, den Prinzen Heinrich, an die Prinzessin Friederike und an den Grafen von Herz-

berg, die er sämmtlich mit Briefen begleitete, worin er durch die rührendsten Züge auf die Verwendung des Königs für seine Freiheit antrug. — Das Gedicht wurde allgemein mit Bewunderung und Liebe für den Dichter aufgenommen. — Graf Herzberg antwortete auf die verbindlichste Art, versprach alles für seine Freiheit zu thun, und ließ bemerken, daß er ihm sonst in seinem Wirkungskreis einen Dienst zu erzeigen bereit stehe. — Dieß letztere benutzte Schubart, und empfahl dem Grafen seinen Sohn, der sogleich antwortete: »Er habe den Herzog (Karl) von Würtemberg bereits durch den Preußischen Gesandten von Madeweiß zu Stuttgard nachdrücklich und im Namen des Königs um seine Befreiung angehen lassen und versehe sich des günstigsten Erfolgs. Die Prinzessin Friederike habe in eben dieser Angelegenheit dringend an die Herzogin geschrieben und hinzugesetzt: Ihr Vater wisse um diesen Brief. Es sey daher nur noch um eine kurze Zeit zu thun, so werde er den Freiheitspäan anstimmen können. — Was die Versorgung seines Sohns betreffe, so wolle er ihn, wenn er Lust habe, bei der Gesandtschaft zu Stockholm als königl. Legationssecretär mit hundert Louisd'or anstellen.« Das Gedicht in französischer Sprache steht im Esprit des Journ. VIII. 1787.

25. Christian Friedrich Daniel Schubarts Gedichte. 2 Bände. 8. Stuttgard 1786. Mit 1 Kupfer und dem Portrait des Verfassers. — Neue Ausgabe von seinem Sohn Ludwig Albrecht Schubart besorgt. 8 Frankf. a. M. 1802. Mit dem Portrait des Verfassers. — In: Etuibibliothek der deutschen Classiker. 8. Jena 1816. enthält das 30.

Bändchen Schubarts Gedichte, mit dem Bildniß des Dichters.

26. Musikalische Rhapsodien. III. Hefte. 4. Stuttgard 1786.

27. Vaterländische Chronik. 8. Stuttgard 1787. — Ueber diese Chronik erschien: Sendschreiben an Herrn Schubart, Herzoglich Würtembergischen Theater-Director und Hofdichter in Stuttgard, seine Vaterlands-Chronik betreffend. Eine nöthige Beilage zu dieser Chronik. 8. Ulm 1789. (Von Buchhändler Köhler in Ulm besorgt.)

28. Danubius und Nekrinos, ein Bardenhymenaeus. Gesungen am 6. Jan. 1788. 4.

29. Franz von der Trenk, Panduren-Obrist, dargestellt von einem Unpartheiischen. (M. Hübner.) 3 Bände. 8. Stuttgard 1788. — Die Vorrede und beigefügte Familiengeschichte der von Trenk ist von Schubart.

30. Die Stunde der Geburt, eine Poesie auf Herzog Karl von Würtemberg Geburtstag. 1788. Mit Musik von Zumsteeg.

31. Ueber die Vereinigung der christlichen Religions-Partheien, von einem altchristlichen Wahrheitsforscher, mit einem Vorberichte. 8. Christiania. (Stuttgard) 1788.

32. Die glücklichen Reisenden. Eine Operette aus dem Italienischen. Stuttgard 1789.

33. Der schöne Herbst-Tag; auf das Namensfest der Herzogin Franziska von Würtemberg. Eine Poesie. 1789. Mit Musik von Dieter.

34. Oper an dem großen National-Fest der Krönung Kaiser Leopold II. in drei Gesängen. Frankfurt 1790.

35. Die gute Mutter, auf das Geburtsfest der Her-

zogin Franziska von Würtemberg. 1790. Mit Musik von Eidenbenz.

36. Wetteifer der Liebe, Freundschaft und Hochachtung. Am Tage Franziska's. Eine Cantate. 4. Stuttgard 1791.

37. Nekrine. Ein Prolog auf das Namensfest der Herzogin Franziska von Würtemberg. 4. Stuttgard 1791.

38. Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. I. Theil mit Schubarts Bildniß und 2 Kupfern. 8. Stuttgard 1791. — Schon im Jahr 1776. hatte Schubart das Vorhaben, die Geschichte seines Lebens zu schreiben, allein da er Hand ans Werk legen wollte, ward er gefangen. — Den II. Theil gab sein Sohn 1792. und im J. 1798. Schubarts Character heraus.

39. Schubarts Abschied an seine Gattin in einer Krankheit auf der Veste Hohenasperg, zum Singen beim Clavier, durchaus in Musik gesetzt. Querfol. 1800.

40. Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst, mit einer kurzen Geschichte der Musik und Beschreibung aller musikalischen Instrumente, herausgegeben von Ludwig Schubart. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig 1806. Wien bei J. U. Degen 1806. Wien bei Mörschner u. Jasser 1822.

41. Christian Friedrich Daniel Schubarts Schriften. Herausgegeben von Ludwig Schubart. 8. Zürich 1812. I. II. Band. — Diese zween Bände enthalten: 1. Eine Auswahl der Zaubereien. 2. Ueber Klopstock. 3. Musikalische Rhapsodien. 4. Ueber Religion. 5. Erzählungen. 6. Kritische Skale der vorzüglichsten deutschen Dichter. 7. Ueber die deutsche Fabel. 8. Auszüge und Stellen aus der Vaterlands-Chronik von 1774—1776. 9. Ikstadts

Leben. 10. Ueber Ganganelli's Leben u. Character. 11. Aesthetische Vorlesungen. 12. Auszüge u. Stellen aus der Vaterlands-Chronik von 1777. bis 1791. 13. Ungedruckte Briefe u. Gedichte.

In Journalen und periodischen Schriften:

1. Aufsätze und Gedichte im Ulmischen Intelligenzblatt. Jahr 1775. 1776.
2. Briefe aus dem Gefängnisse an den Buchhändler Himburg in Berlin; in: Archenholz neuer Literatur u. Völkerkunde. I. Jahrgang. 9. Stück 1787.
3. Kritische Scale der vorzüglichsten deutschen Dichter; in: Posselts Archiv für ältere, vorzüglich deutsche Geschichte. II. Bändchen. 1792.
4. Aufsätze im deutschen Museum.
5. Antheil an den literärischen Fragmenten seines Sohns. 1790.
6. Antheil an: Musikalisches Potpourri der Herzogl. Würtemb. Hofmusiker Abeille, Eidenbenz, Schwepler u. Zumsteeg. 1790.
7. Gedichte und Lieder in: Teutsche Lyra, ein Taschenbuch für geselliges Vergnügen. 1822. Lpz.

Vorreden zu:

1. Der wahre Priester. Mit einer Vorrede von Schubart und einem Anhang von Lavater. 8. Ulm 1776. — Der Verfasser soll seyn: Ammermüller, nach andern: Gottl. Dav. Hartmann, Prof. in Mietau.
2. Lukas Vochs Abhandlung vom Straßenbau. 8. Augsb. 1776.
3. Hahns Aufruhr zu Pisa, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. Ulm 1776.

4. Schlotterbecks Fabeln und Erzählungen nach Phädrus. I. Bändchen. 8. Stuttg. 1791.

Endlich noch:

1. Sehr viele Gelegenheitsgedichte in Augsburg, Ulm, Stuttgard u. a. O.
2. Viele Epiloge u. dergl. als Hof= u. Theaterdichter in Stuttgard.
3. Zwei Lieder für das nach dem Kap bestimmte von Hügelsche Regiment. Nebst Musik. 8. Stuttg. 1787.
4. Neujahrs=Schilde, ausgehängt 1775. Duodez. — Dergleichen verfertigte Schubart von nun an alle Jahr für mehrere Verleger.

Verzeichniß aller in Kupferstich vorhandenen Bildnisse des Dichters Schubart.

1. En Medaillon, auf dem Titel der Schrift: Originalien, Octav, Augsburg. 1780. (von Jakob Joseph Meergraf herausgegeben) ohne Angabe der Künstler.
2. Klein Folio, gem. von J. F. von Göz, gestoch. von Haid. 1783. Schwarzkunst.
3. Großoctav, gestochen von Schlotterbeck, 1785.
4. Großoctav, in punctirter Manier, gezeichnet von Lohbauer 1788., gestochen von Anton Karcher in Mannheim.
5. Octav, gem. von Kleemann in Ulm, gestoch. von Söckler in Augsburg, excud. Stage.
6. Duodez, vor dem IV. Stück der Olla Potrida. 1788.
7. Klein Octav, gezeichnet von Lohbauer 1791., gestoch.

von Anton Karcher. Vor dem 1. Theil s. Lebens. 1791.

8. Octav, ohne Angabe der Künstler und des Jahrs.

9. Octav, von Peter Gleich gestoch., in Commission bei Merz und Bullmann in Augsburg.

10. Von Hofkupferstecher Moraco in Stuttgard, nach einem Gemälde von Olenheinz; die Höhe ist 1. Fuß 3¼ Zoll, die Breite 9¾ Zoll. 1792.

11. Quart en Silhouette, von Ebner in Stuttgard.

12. Octav, von Haid in Augsburg.

13. Octav, vor dem 1. Theil der neuern Gedichte. 1802, von Olenheinz gem., und gestoch. von d'Argent.

14. Als Titelkupfer bei: Etuibibliothek der deutschen Classiker. 30. Bändchen. 1816. Jena.

15. Ein schön radirtes Blatt von geschmackvoller und bezeichnender Anlage: Schubart wird als Arrestant in einer ovalen Einfassung vorgestellt, welche auf einem mit Moos bewachsenen — aber auch mit Blumen belegten Quadersteine ruht, der Stein hat die Inschrift: Schubart in Fesseln frei. Oben über der Einfassung hängen einer Seits eine Kette, mit Epheu umwunden, bis auf den zerbrochenen Stein herunter, anderer Seits aber eine Blumenguirlande von Rosen und Vergißmeinnicht. Der Freund oder Künstler, welcher dieß Bildniß verfertiget hat, scheint Anfangs seinen Namen vorgesetzt, in der Folge aber wieder ausgelöscht zu haben. Das Jahr der Verfertigung ist unbekannt. — Endlich

16. In Gyps von Jo. Mart. Bückle in Karlsruhe, und dasselbe nachgemacht von Ernst Matthäus Wassermann in Ulm.

Aus Horns 3ten Bd d. Poesie u. Beredsamkeit d. Deutschen. P. 33

Schubart. Fast alle s. Poesien bezeichnen nur d. heftigen Anlauf des Dichters, während von d. Ziele bloss gesprochen wird; andre sind bloss pathetische Exclamationen u. poetische Gedankenstriche. Man könnte sagen, er fasse zuweilen in d. Dichtersaiten gewaltig aber blind (herum mit beiden Händen), statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte hinzusetzen, es scheine zuweilen, als wenn er sogar d. Instrument selbst an d. Felsen schleudere, damit es nur Getöse gebe u. Gerassel, welches freil. den Hörer nicht zusagen mag. Indessen hat dss Getrach, so unharmonisch es auch manchmal war, zu s. Zeit gar wohl gefallen; ja man war selbst mit d. „Wetermänder," mit d. „ewigen Juden" u. ähnl. unkünstlerischen Schauerlichkeiten sehr wohl zufrieden. Dabei aber sollen wir nicht missvergnügt stehen bleiben, sondern uns freuen, dass wir diesmal wenn auch uneins mit d. ästhetischen Urtheil d. damal. Publikums, doch dessen Gemüth loben dürfen. — Nächstdem verdient aber Schub. auch wahrhaften schriftstellerischen Wirken d. manche Aufsätze

ein sogenannter Eremit; denn da er d. Welt nicht liebte, so verstand er auch nicht mit ihr zu reden. Hier half ihm das in späteren Jahren immer lauterer werdende religiöse Gefühl, u. d. Musik, die er stets mit Liebe u. Talent geübt hatte. Erwägen wir dies, so müssen uns fast alle jene vorhin bezeichneten poetischen Unarten in so für hochpoetisch gehaltenen Gedichten nur wie von außen her „angeflogen" vorkommen; doch kann ihn dieser Gedanke nicht vor Tadel schützen, da ja eben d. Selbstständigkeit will, daß man sich dergleichen nicht anfliegen lassen soll.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubart, Christian Friedrich Daniel,

Sämmtliche Gedichte

Bd.: 3

Frankfurt am Main (1825)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.738(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722637-1